Illustrirte
Frauen-Zeitung.
Ausgabe der „Modenwelt" mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 19, Erstes Blatt. Monatlich zwei Nummern. Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld. Berlin, 1. October 1885. (Ausgabe mit allen Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.) XII. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

Die Braut.

Eine Künstler-Novelle von Adolf Mützelburg.*)

Mit Abbildungen von Anton von Werner.

1.

Zu jener viel gepriesenen und viel gescholtenen Zeit, in der die Eisenbahnen noch nicht über tiefe Schluchten und hohe Gebirge führten, sondern bescheiden zu ihren Füßen liegen blieben, stieg an einem frühen Sommermorgen ein junger Mann in den Postwagen, der die Reisenden vom Bahnhofe zu Halberstadt nach Quedlinburg und weiter hinein in den Harz zu führen hatte. Trotzdem der Passagier die lange Nachtfahrt von Berlin bis Halberstadt in einem Zuge gemacht, sah er frisch und wohlgemuth aus. Er hatte zuvor einen Blick nach dem Bock geworfen; aber dort saß schon ein Naturfreund neben dem „Schwager", und so schwang er sich denn mit einem elastischen Turnerschwunge in das Innere der Postkutsche, begrüßte die Dame, die in der einen Ecke saß, mit einem kräftigen „Guten Morgen!" und ließ sich in der anderen Ecke nieder, sein Ränzel auf den Rücksitz werfend.

Sein Gruß war von der Dame durch eine nur leichte, aber freundliche Neigung des Kopfes erwidert worden; dann blickte jeder der beiden Passagiere, während der Wagen noch hielt, durch die geöffneten Fenster in's Freie. Es stieg kein anderer Passagier ein, der Postillon ließ einige herzbrechende Töne erklingen, und der Wagen rasselte über das holperige Steinpflaster, um bald auf chaussirten Weg einzulenken und dann munter weiter zu rollen.

Der junge Mann holte einige Male tief Athem, wie Jemand, der die Morgenluft so recht in vollen Zügen einsaugen will. „Gott sei Dank," rief er dann, als ob er ganz mit sich oder einem guten Freunde allein sei, „Gott sei Dank, daß man aus dem Malefiz-Coupé heraus ist. War das eine Hitze! Und die Damen erlaubten nicht einmal, daß ich rauchte. Erlauben Sie vielleicht, Madame?"

Er blickte etwas verlegen seitwärts. Ein Lächeln ging über das freundliche Matronen-Antlitz seiner Reisegefährtin, und wieder antwortete ihm eine leichte Neigung des Kopfes.

„Danke Ihnen, Madame!" erwiderte er, und sein blaues Auge blieb einige Secunden prüfend auf dem schönen, würdevollen Gesicht der alten Dame haften, unter deren breitrandigem, dunklem Strohhut noch volles, nur spärlich ergrautes Haar hervorquoll. „Ja, das Rauchen, das ist auch so ein moderner Firlefanz; aber wenn man's einmal gekostet hat, kann man nicht davon lassen."

Seiner Sprache nach war der Reisende unzweifelhaft ein Rheinländer, seinem Aussehen nach der Jünger irgend einer der freien Künste. Einen so gewaltigen Schlapphut, so langes, volles Haar, einen so verwegenen Vollbart und einen so leicht geschürzten Halstuchknoten unter dem lockeren Hemdkragen trug kein Geschäftsmann, kein Beamter. Jetzt blies er mit Wohlbehagen den Rauch seiner Cigarre vor sich hin, jedoch artig zum Fenster hinaus. Plötzlich schien ihm eine Idee zu kommen; er setzte sich auf den Rücksitz. So konnte er die Dame, die ihm schräg gegenüber saß, voll betrachten: ein Gesicht von ungemeiner Milde und Sanftheit und doch voll Würde, so recht Gott ergeben und den Menschen freund. Der junge Mann betrachtete es, während sie zum Fenster hinaussah, mit eigenthümlich leuchtenden Blicken; er schien jede Einzelheit dieses regelmäßigen Ovals, jede Nuance dieser feinen, alten und doch so lieben Züge durchdringen und in sich aufnehmen zu wollen.

„Madame," rief er dann plötzlich, „seien Sie mir nicht böse! Ich bin Bildhauer, — Reinhold Geiger heiße ich, — haben Sie je einem Bildhauer Modell gesessen für den Kopf?"

Die Dame wandte ihm gedankenvoll den Blick zu und sah ihn aufmerksam an. „Sollte Ihnen eine Aehnlichkeit aufgefallen sein?" fragte sie. „Das ist doch wohl kaum möglich!"

„Eine Aehnlichkeit? Ja wohl!" rief der junge Mann. „Aber welche? Mit wem denn gleich? Ich habe diesen Kopf schon in Marmor gesehen; ich möchte darauf schwören."

„In Rom," sagte die Dame mit sanfter, wohllautender Stimme, „habe ich einem Bildhauer einige Tage als Modell für den Kopf einer Statue gesessen."

„Dem Heinrich Boltz für seine Elegie!" unterbrach sie der Bildhauer, die Hände zusammenschlagend. „Nun hab' ich's, nicht wahr?"

„In der That!" erwiderte die Dame mit verwundertem Lächeln. „Aber wie ist es möglich, daß Sie das jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, noch erkennen? Ich habe wohl viel von der Schärfe des Künstlerauges sprechen hören, aber ein solches, — wie soll ich sagen? — Wiedererkennen nur im Allgemeinen wiedergegebener und vom Künstler idealisirter Züge, nach so vielen Jahren, hätte ich nicht für möglich gehalten. Haben Sie Professor Boltz gekannt?"

„Leider nicht! Als er starb, — viel zu früh für unsere himmlische Kunst, — war ich noch ein Schulknabe; aber seine Elegie habe ich in München gesehen. Ein kapitales Werk! Freilich, wenn er solchen Kopf vor sich gehabt hat, dann war das gar nicht so schwer! Diese Linien, hier der sanfte Uebergang von den Schläfen zur Wange, das Kinn, das prächtige, edle Kinn, — und der wundervolle Ansatz des Halses . . . ." Er begleitete seine Beschreibung mit leichten Bewegungen der Hand, als ob er die schöne Linie nachforme, während sein klares Auge wie verzückt an dem Gesichte der Matrone hing. „Ja, das sieht man nicht oft. Ach, warum sind Sie nicht jünger, Madame, — verzeihen Sie mir tausendmal! — da hätte ich ja meine Braut schon am ersten Tage gefunden!"

Die Dame hatte bis dahin mit einem gewissen Wohlwollen den schwärmerischen Ergießungen des jungen Mannes zugehört; offenbar fehlte ihr nicht das Verständniß für derartige Künstlernaturen, die es mit der Form nicht so genau nehmen, aber unter der Freiheit der Manieren, gerade den Frauen gegenüber, oft eine viel größere Ritterlichkeit verbergen, als der Stutzer unter seiner angelernten Eleganz. Indeß bei dem letzten, seltsamen Ausruf wurde ihr freundliches Antlitz doch etwas ernster; die Situation konnte peinlich werden.

Er bemerkte es sogleich. „O, gnädige Frau, seien Sie mir nur nicht böse!" rief er. „Unsereins schnackt immer gleich Alles so hinaus; das schickt sich nicht, ich weiß es wohl. Ich habe von Seiner Majestät, dem König von Preußen, den Auftrag bekommen, eine Braut in Marmor auszuführen, und nun suche ich mein Modell, — Madame, sehen Sie, das ist die Sache!"

Ein Lächeln der Dame lohnte ihm für diese einfache Aufklärung. „Das ist ja ein sehr ehrenvoller Auftrag," sagte sie. „Der kunstsinnige König wird sicherlich die Lösung einer so schönen Aufgabe keinem Unwürdigen anvertrauen. Aber weshalb unternehmen Sie denn eine Reise, um ein Modell zu finden? Sollte nicht jede Stadt in unserem Vaterlande Ihnen das Urbild der edlen Bräutlichkeit bieten?"

„Sehen Sie, Madame, das haben mir schon hundert Damen gesagt!" antwortete er eifrig. „Aber das ist ein großer Irrthum! Man glaubt das so; nur der Künstler selbst weiß, wie schwer ein Modell zu finden ist. Und nun gar eine Braut, ja, was liegt darin Alles! O du mein Heiland, Tag und Nacht schwebt mir mein Ideal vor; ich sehe es, aber wenn ich zum Thon greife, verfliegt es mir vor den Augen. Es wird nicht, was ich gedacht habe; es wird ein Kopf, ein schöner Kopf vielleicht, — eine Venus, eine Muse, eine Minerva, — aber keine Braut. Nein, ich muß ein Modell haben, einen Kopf, der mir in Wirklichkeit das zeigt, was meiner Phantasie vorschwebt; ich muß an der lebendigen Natur mein Ideal festhalten, zur körperlichen Form gestalten können . . ."

„Und in Berlin fanden Sie das nicht?" fragte sie, als er schwieg und traurig den Kopf schüttelte.

„Nichts, gar nichts dergleichen!" erwiderte er entschieden. „Auch nicht von fern, was ich suchte. Schöne Mädchen, Modelle für tausend schöne Sachen, aber keine ‚Braut'!"

„Wenn Sie Sich ein so hohes Ideal von Ihrer Braut entworfen, — und das muß ja bei jedem Künstler der Fall sein! — so werden Sie freilich das Original nicht leicht finden."

„Ja, das ist's, das fürchte ich auch!" sagte er seufzend und strich sich die üppigen Haare zurück. „Da habe ich nun schon seit drei Monaten den schönsten, den ehrenvollsten Auftrag, den sich ein junger Künstler nur denken kann; Geld habe ich auch; der gute König hat mir gleich tausend Thaler für die Auslagen vorauszahlen lassen. Ich bin glücklich, wie ein Daus, und doch ein ganz elender Bursch, denn ich kann meine Braut nicht finden; — es hat mich schon ganz krank gemacht!"

„Die schöne Harzluft wird Sie stärken," sagte die Dame scherzend. „Und wollen Sie denn diese Braut gerade im Harz suchen?"

„Ja, sehen Sie, meine Gnädige, mir schwebt ein so ganz eigenes Gesicht vor. Schön muß es sein, das ist nicht mehr als nöthig. Aber nicht bloß schön, auch fromm, gut, sittig, — so eine norddeutsche Maid, mit einem etwas ernsten, nicht gar zu weichen Ausdruck. Es ist schwer zu sagen, wie ich's meine; ich möcht' es ja selber erst sehen, vor mir lebendig schauen; denn wenn ich's genau beschreiben könnte, so könnte ich's auch machen. Es muß mit einem Male vor mir stehen, als ob ein Traumbild zu Fleisch und Blut geworden. Herr Gott, wie wollt' ich dann arbeiten, und was sollte das für ein Meisterstück werden!"

Die alte Dame sah ihn nachdenklich an; es schien, als ob sie etwas auf der Lippe habe, aber sie hielt damit zurück und sagte nur: „Es wird wirklich nicht ganz leicht sein, das in unseren Bergen zu finden. Herbe, ernste Schönheiten giebt es bei uns wohl, wie ja überhaupt in Norddeutschland; aber ob sie Ihrem Ideal entsprechen "

„Ich will es versuchen!" rief der Künstler. „In der Stadt hielte ich's ohnehin nicht mehr aus; hinaus in Gottes freie Natur muß ich einmal wieder. Da sagten mir Mehrere von meinen Freunden: ‚Geh nach dem Harz, der ist nicht gar zu weit, und vielleicht findest Du urplötzlich, wenn Du irgendwo einkehrst, da unter Tannen und Buchen wanderst, was Du suchst'. Und da bin ich nun hier. Da liegt er ja vor uns, der blaue Bursche. Ist das der Brocken, Madame?"

Er deutete aus dem offenen Wagenfenster, durch das man die Bergzüge des Unterharzes ganz deutlich erblicken konnte.

„Nein," erwiderte die Dame, „den Brocken kann man gerade von dieser Stelle nicht sehen; es ist ein Berg bei Wernigerode. Doch um wieder auf Ihr Ideal zurückzukommen, weshalb suchen Sie dasselbe nicht in Ihrer Heimath, in den Rheinlanden?"

„Also merkt man's doch gar so leicht, daß ich ein Kölner Kind bin, — wenigstens aus der Gegend?" rief er, laut und lustig lachend. „Ja, wissen Sie, Madame, an schönen Mädeln hat der Rhein, weiß Gott, keinen Mangel. Aber die schauen nur gar so lustig aus; die tanzen alle in die Ehe hinein, und das paßt doch nicht für meine Braut; das muß schon so eine kleine Heilige sein, wenn ihr auch der Schelm im Nacken sitzt. Hätt' ich eine Lorelei zu schaffen oder auch eine Nymphe, eine Göttin der fröhlichen Herbstzeit, so aus der Weinlese, da wär' ich sicher nach dem Rhein gegangen. Aber was mir für meine Braut vorschwebt,

*) Die vorliegende Novelle rührt aus dem Nachlasse des vor einigen Jahren verstorbenen fruchtbaren Dichters; wie die Leserinnen sehen werden, erhält sie einen besonderen Reiz durch die Abbildungen, mit welchen Professor Anton von Werner, Director der akademischen Hochschule zu Berlin, das Werk seines verewigten Freundes begleitet.

das ist ganz etwas Anderes. Ja, warum sind Sie nicht zwanzig Jahre, meine Gnädige! Das wär' ein Jubel! Und selbst heute könnt' ich noch Manches für meinen Kopf nützen; das Kinn ist fast unverändert schön! Für eine Statue der Mütterlichkeit braucht man's, weiß Gott, nur zu copiren. Nicht wahr, so ungefähr Zwanzig waren Sie alt, als der Boltz in Rom Sie modellirte?"

„Doch ein gut Theil älter!" antwortete sie mit einem Lächeln, das etwas Wehmüthiges hatte. „Ich war noch nicht verheirathet und befand mich damals als Begleiterin der Gräfin Stolberg in Rom. Die Gräfin, — Sie wissen wohl, eine eifrige Gönnerin der Kunst, — kannte Herrn Boltz, und nur auf ihren Wunsch ließ ich mich bewegen, dem Künstler zu sitzen. Es war eine heitere Woche; Herr Boltz, damals ungefähr so alt und ganz von solchem Temperament wie Sie, wußte von allem Möglichen zu plaudern; namentlich Scenen aus dem Volksleben der Römer und der Leute aus den Bergen schilderte er mit köstlichem Humor. Meine arme, kranke Gräfin, die nun schon längst zur Ruhe eingegangen ist, sagte mir oft, es seien ihr unvergeßlich liebe Stunden gewesen."

„Und sehen Sie, Madame, daß der Boltz, obgleich es in Rom von schönen Modellen wimmelt, doch den Kopf einer Deutschen zum Vorbild genommen hat!" rief der Bildhauer triumphirend. „Gerade so geht's mir auch mit meiner Braut . . . . ."

Das heftige Poltern der Räder, die plötzlich über holperiges Straßenpflaster dahinkrachten, schnitt dem jungen Manne das Wort ab. Gleich darauf, noch ehe der Postwagen hielt, wurde der Wagenschlag geöffnet, und ein schlanker junger Mann, in der kleidsamen Tracht der Forsteleven, erschien in demselben.

„Bist Du es, liebes Mütterchen, bist Du wirklich wieder da?" rief er, auf dem Tritte stehend und ihr beide Arme entgegenstreckend.

„Heinrich, lieber Junge, nimm Dich doch nur in Acht! rief sie, seine beiden Hände fassend. „Ist denn Alles wohl, der Vater, unser Goldkind und Deine . . ."

„Alle, alle! Und wie sie sich freuen werden, Dich wiederzusehen! Die vierzehn Tage sind uns zur Ewigkeit geworden; nun darfst Du uns niemals mehr fort!"

Der Wagen hielt, und der junge Mann, der auf den Begleiter seiner Mutter gar nicht geachtet hatte, hob die Dame heraus. Diese konnte nur noch mit einem freundlichen Kopfnicken grüßen; dann verschwand sie mit dem Sohne in dem Hause, vor welchem der Postwagen hielt.

Reinhold Geiger stieg aus. Er war am Ziele seiner Fahrt; jetzt sollte das Wandern zu Fuß beginnen. Er trat in die einfache Restauration ein, die sich auf demselben Flur, dem Postbureau gegenüber, befand, und bestellte einen Imbiß. Bei der aufwartenden Kellnerin erkundigte er sich, ob sie nicht wisse, wer die alte Dame sei, die mit der Post gekommen, und die der junge Forstmann abgeholt. „Nein," lautete die Antwort, „ich kenne die Herrschaften nicht. Der schmucke junge Herr kam in einem Wagen und sagte nur, daß er sein Mütterchen erwarte. Es müssen Herrschaften oben aus den Bergen sein!" Sie erkundigte sich auch bei dem Posthalter, aber der wußte ebenfalls nichts.

Schade! dachte Reinhold. Es war ein schöner Kopf, und er lohnte wohl die Mühe, auch im Alter noch, wie es in der Jugend geschehen, der Mit- und Nachwelt überliefert zu werden! Wenn es aber irgend einen Menschen gab, der sich um das, was nicht zu ändern war, keine Sorgen machte, und der in der Gegenwart, wohl auch in der Zukunft, wenig aber in der Vergangenheit lebte, so war es Reinhold Geiger. Als er die alterthümliche und an vielem Sehenswerthen reiche Stadt Heinrich des Finklers durchwanderte, hatte er die Begegnung mit der schönen alten Dame im Postwagen so gut wie vergessen. Wohl lugte er auch im Brühl, auf den Straßen und auf dem Wege zum Schlosse nach manchem schönen Mädchen aus; aber seine „Braut" fand er hier noch nicht.

2.

Glückselige Wanderlust! Das Herz gesund, frei die Brust, leicht der Sinn und leicht der Fuß! So dahin zu ziehen durch die balsamische Morgenluft, unter Lerchensang und Wachtelschlag, den felsigen Steg hinan und dort oben den Blick zurückgewandt in die duftige Ebene; dann hinein in den kühlen, schattigen Buchen- oder Eichenwald, das rieselnde Bächlein zur Seite, wie ein treues Hündchen, das in die Kreuz und Quer springt und doch immer zu sehen und zu hören ist . . . O glückselige Wanderlust, wer kennt dich ganz, wenn er dich halb unbewußt genießt, als ob das so zur Welt und zum Leben gehöre! Und wer denkt nicht still wehmüthig an dich zurück, wenn die schönen Jugendträume zerflattert sind und das ernste Leben den Fuß auf den stolz erhobenen Nacken gesetzt hat!

Reinhold Geiger empfand sie noch, diese frohe Wanderlust, als er das rothe Gestein neben dem kalten Thal emporstieg, westlich von Suderode, bis dort hinauf, wo der Fußweg nach der Lauenburg sich abzweigt. Wohl konnte ihm das Herz hochschlagen. Jung noch, aber in seiner Kunst schon ein Meister, hochgeehrt durch den Auftrag des kunstsinnigen Königs, in vollster Empfänglichkeit für alles Schöne und Große, — niemals hat der umsonst gelebt, der an einem so schönen Morgen mit so schwellendem Herzen in den Bergwald hineinwanderte, mag auch das spätere Leben bringen, was es wolle. Reinhold empfand es, halb ahnend, halb bewußt. Den Hut trug er in der Hand, das Haar flatterte im Winde, von den Lippen klangen ihm Verslein fröhlicher Lieder, und aus den Augen leuchtete die volle, kräftige Jugendlust; aber sie nicht allein, sondern noch ein Anderes, Strahlendes, das nur ein gleich Begnadeter hätte deuten können: Ich bin etwas! Ich kann etwas! Ich kann schaffen! Die Welt gab mir viel, und ich kann ihr wieder geben!

Als Reinhold auf der Höhe angelangt war, stand er still, senkte den Blick lange nieder auf das weite Thal zu seinen Füßen und setzte sich dann auf einen mächtigen Felsblock.

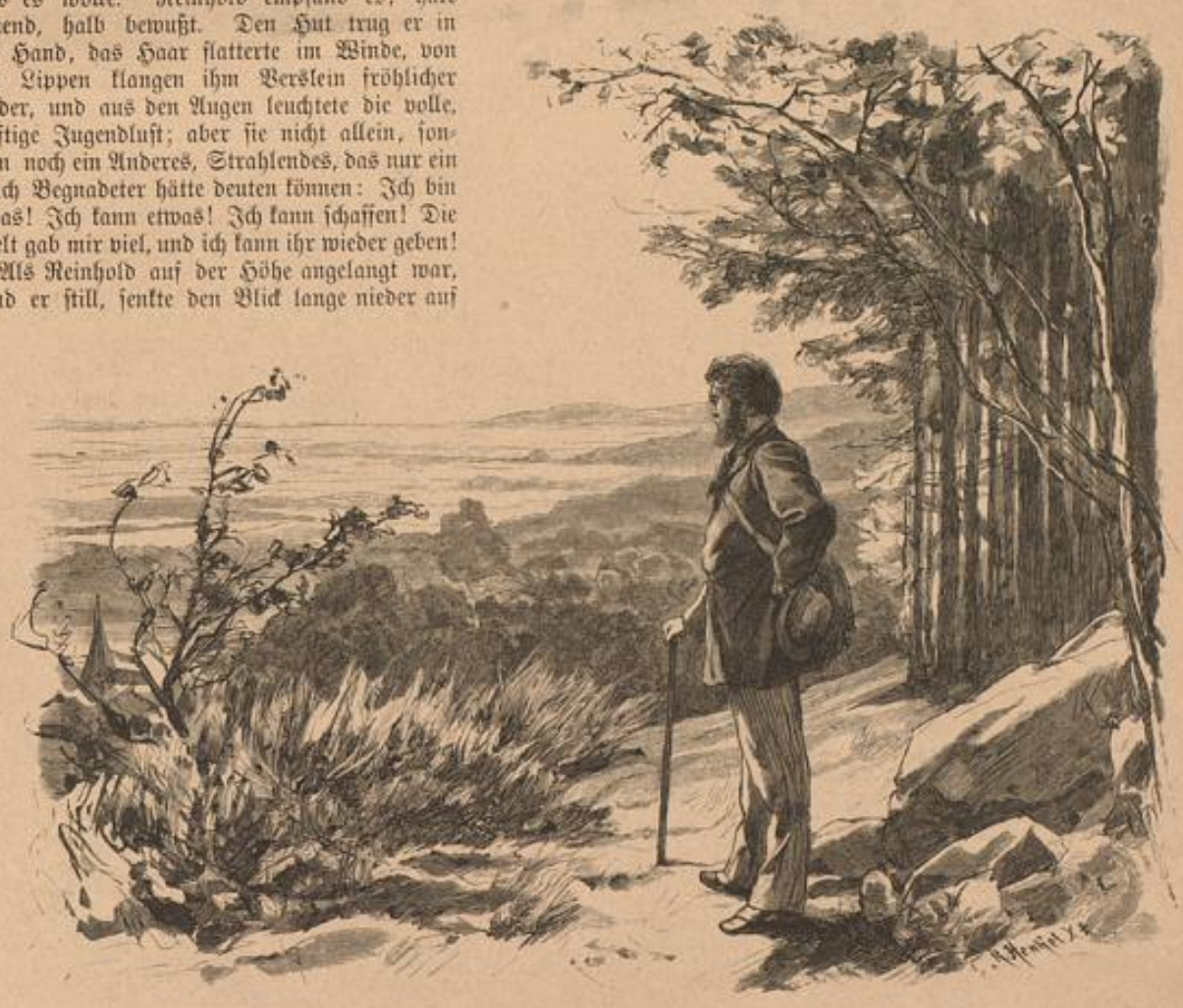
Er war ganz allein. Fast mit Sonnenaufgang war er von Suderode ausgegangen. So früh kam selten ein Sommergast hier hinauf, und damals gab es überhaupt in Suderode noch nicht so viele Sommergäste, wie heute. Nichts regte sich um ihn, als das rauschende Gras; nichts hörte er, als den Schlag der Finken und das Knarren der Aeste. „Ich bin allein auf weiter Flur," ging es durch seinen Sinn. Er stützte den Kopf in die Hand, und ernste, fromme Gedanken überkamen den Sohn des lustigen Rheines. Wohl war hier der Ort und die Zeit, mit seinem Gott zu reden, sein Herz auszubreiten vor dem Lenker seines Schicksals und dem zu beichten, der allein erlösen kann!

Lang war sie nicht, diese Beichte. Was hätte Der auch Schweres zu bekennen und in sich selbst zu sühnen gehabt, dessen Auge so treu und sicher jedem fragenden Blicke begegnen konnte? Was in seinem Herzen vorging, war Dank gegen den gütigen Geist, der ihn bisher so glücklich geleitet, und ein kurzer, aber fester und ernster Vorsatz, zu danken, nicht nur mit den Lippen und dem Denken, sondern mit Werk und That. Treu im Streben! Rein im Leben! Fern allem Unschönen und Gemeinen, und — Gottes schöne Welt genießen, die so weit offen vor ihm lag, ohne irgend ein Geschöpf zu kränken, einer fühlenden Creatur wehe zu thun!

Mit dem letzteren Entschlusse sprang er fröhlich auf, schwang sein Ränzel über die Schulter und schritt nach Norden in den Wald hinein. Es war, als hätte ihm eine Stimme zugerufen: Du wirst finden, was Du suchst; vertraue nur!

Ueber den Ruinen der Stecklenburg und der Lauenburg stand damals ein einstöckiges, niedriges Haus aus Feldsteinen. Darin hauste der alte Schmidt, — so eine Art Forstwärter, — mit Hannchen, seiner rüstigen Frau, und seinem flinken Pflegesohne Sametzky. Der Alte ist längst todt, auch der Junge ist durch einen unglücklichen Sturz gestorben, und das Mütterchen mag auch wohl hinüber sein, obwohl sie nach Papa Schmidt's Tode noch hurtig genug war, in eine zweite Ehe hineinzuspringen. Jetzt steht ein neues, bequemeres Haus auf dem schönen Aussichtspunkte, der zugleich ein Durchgangspunkt für die Fußwanderer nach dem Hexentanzplatz und dem Bodethal ist. Wer damals in jene Gegend kam, zu Anfang der fünfziger Jahre, kennt sicher den alten Schmidt mit seinem langen, eisgrauen Bart, dem verwitterten, runzeligen Gesicht und dem schwarzen Käppchen.

Daß ein so urwüchsiger, lebensfroher und herzensguter Mensch, wie Reinhold Geiger, und der alte, ehrliche Schmidt schnell gute Freunde wurden und wie solche mit einander plauderten, als sie im Schatten des breitkronigen Baumes saßen, der mitten auf der Terrasse vor dem Hause steht, verstand sich ganz von selbst. Reinhold lauschte dem Geplauder des Alten, blickte hinab auf die saftig grünen Vorberge und darüber hinaus auf die scheinbar unendliche Ebene und ließ sich das



London im Morgengrauen.

Von Franz Skarbina. — Siehe Seite 222.

treffliche Schwarzbrod, die frische Butter, den zarten Schinken und ein Glas guten Bieres wohl schmecken. Er hatte bald herausgefunden, daß der gute Alte eine kleine Schwäche habe: er hielt sich für eine ganz absonderliche Persönlichkeit und glaubte, daß alle Gäste nur seinetwegen nach der Lauenburg kämen, und daß sich unter diesen Gästen ganz außerordentlich berühmte Persönlichkeiten befänden. Wahrscheinlich hatten sich vorüberziehende Wander- und Spaßvögel den Scherz gemacht, durch Nennung allgemein bekannter Namen die Schwäche des leichtgläubigen Alten zu nähren.

Unserem Reinhold war es hier oben so wohl, wie lange nicht. Zwar stand die Sonne schon höher am Himmel, und der Tag versprach warm zu werden; aber im Schatten des dichtbelaubten Baumes und umweht von der frischen Bergesluft, ließ sich der Mittagsschwüle getrost entgegensehen. Und ihn trieb ja nichts weiter! Hier oben herrschte lauschige Einsamkeit, die auch, wie der Alte versicherte, nur selten gestört werde.

„Ja, ja, hier ließe sich's schon wohnen!" sagte der junge Künstler, mehr zu sich selbst, als zu dem Alten. „Aber meine Braut fände ich doch wohl hier oben nicht so leicht. Was hier einspricht, sind ja meist Fremde, Touristen."

Der Alte hatte wohl nur die ersten Worte aufgefaßt. „Freilich, es ginge schon, obwohl das Stübchen nur gar klein und dürftig ist," sagte er und nickte in seiner gravitätischen Manier. „Aber es geht jetzt doch nicht. Es wohnt schon ein Herr bei uns, der mit dem Stübchen vorlieb nimmt, weil's ihm hier oben gar zu gut gefällt. Das ist ein Maler, der Director von der Düsseldorfer Kunst-Akademie, Professor .... Wie heißt doch der Herr?" wandte er sich an den jungen Sametzky, der gerade ein frisches Seidel brachte.

Reinholds Augen hatten sich bedeutend vergrößert, und sein Gesicht war ein gut Theil länger geworden, als der Alte den gewichtigen Titel seines Gastes aussprach. Höchlichst überrascht, blickte er auf Sametzky, der etwas verdächtig die Achseln zuckte, einen Augenblick nachdachte und dann sagte: „Olbers heißt der Herr; ja, Olbers, so ist der Name."

„Herr des Himmels und der Erden!" rief Reinhold. „Der Olbers ist hier, mein lieber Freund? Der Director der Kunst-Akademie in Düsseldorf?" Und dabei brach er in ein so lautes Gelächter aus, daß es von den nahen Baumgruppen echoartig widerhallte.

„Also kennen Sie den Herrn? Das ist ja charmant!" sagte Schmidt. „Das wird eine Freude sein! In einer halben Stunde kommt er zum Frühstück; das versäumt er nie. Es ist ein herzensguter Mann; er ärgert sich nur immer, daß er keinen rechten Wein hier finden mag. Und der Moseler und der Marcobrunner, den wir im Keller haben, ist doch wahrlich nicht zu verachten!"

„Der Olbers! Der Olbers!" rief Reinhold noch immer vor sich hin. „Das kann ein Spaß werden, weiß Gott! Aber wo ist er denn jetzt?"

„Er sitzt drüben auf der Ruine und malt," antwortete der Alte. „Aber nicht die Ruine; so ein paar Sträucher und Baumstämme, — ich verstehe zu wenig davon; ich meine, das müßte man überall finden."

Reinhold hatte sich erhoben. „Wo ist die Ruine?" fragte er.

„Ja, die Ruine von der unteren Lauenburg, wo der Herr Director malt, liegt dort," bedeutete Schmidt den jungen Mann und führte ihn bis zu der Stelle, wo der Weg abwärts geht. „Nach ein paar Dutzend Schritten sehen Sie rechts im Gebüsch einen schmalen Pfad; da finden Sie Sich gleich zurecht."

„Das ist ja prächtig!" rief Reinhold, als er lustig den Berg hinabschritt. „Der Olbers hier! Ob er noch immer der alte Sackermenter sein mag? Hab' ihn nun seit vier Jahren nicht gesehen! Der wird schöne Augen machen, wenn er hört, weshalb ich hier bin!"

Damit stieg er den Fußpfad nach Stecklenberg ungefähr funfzig Schritt hinab und bog rechts, wie ihn der Alte bedeutet, in einen Seitenpfad, der sich unter hohem Gebüsche verlor. Schon nach wenigen Schritten bemerkte Reinhold eine Art verfallenen Erdwalles, auf dem sich Spuren von Schritten zeigten. Diesen kletterte er vorsichtig und geräuschlos empor. Am liebsten hätte er seinen Freund Olbers urplötzlich überrascht. Er gelangte bald auf ein Plateau, früher ohne Zweifel ein Burghof, auf dem sich noch einige alte Mauern, hohe Bäume, deren Stämme mit Epheu umwunden, üppig wucherndes Gras, stellenweise sogar kleine Ackerfelder befanden. Vorsichtig spähte er umher und ging leise vorwärts. Bald erkannte er auch am Rande des Plateaus, dort, wo dasselbe von dichtem, aus dem früheren Burggraben emporstrebendem Buchengebüsch umgrenzt war, die Gestalt, die er suchte, allerdings in einer anderen Situation, als er es erwartet. Neben einem riesigen, in den Erdboden gepflanzten Malerschirm, unter dem sich ein Feldstuhl und eine kleine Staffelei befanden, kniete eine männliche Gestalt, den Kopf aufmerksam vorgestreckt, ein Jagdgewehr schußfertig in den Händen. Trotz der knieenden Stellung ließ sich leicht erkennen, daß der Freund Reinholds von ungewöhnlicher Länge und Dünne war; ein langer, blonder Schnurrbart wallte in ganz ungeheuerlicher Länge bis beinahe auf die Schultern herab. Ohne Zweifel belauerte der Maler irgend ein Wild.

Reinhold stand zuerst still und beobachtete aufmerksam seinen Freund. Dann aber, als ihm die Zeit lang wurde, schlich er auf den Fußspitzen näher heran, und als der Knieende gar nichts hörte, hielt er ihm plötzlich beide Hände vor die Augen. Der Andere erschrak und machte heftige Anstrengungen, den unerwarteten Störenfried abzuschütteln; aber der hielt fest, so fest, daß der Maler laut aufstöhnte.

„Himmelsackerment," rief er, „was ist denn das für ein schlechter Spaß! Wer kennt mich denn hier genug, um sich so eine Albernheit zu erlauben? Und gerade jetzt, da der Marder über die Buchenzweige kam und schußgerecht wurde! Loslassen oder ...."

„Erst rathen, mein lieber Herr Director der Düsseldorfer Kunst-Akademie!" antwortete Reinhold mit verstellter Stimme.

„Himmel, wer kann das sein? Loslassen!" wetterte der Maler, vergebens versuchend, den Kopf aus den nervigen Bildhauerhänden zu befreien. „Teufel, — wenn die Flinte losgeht! Sametzky, wenn Sie etwa...."

„Legen Sie den Schießprügel doch ruhig auf die Erde, mein lieber Herr Director!" antwortete Reinhold spottend.

„Loslassen! Oder ...." rief der Maler zornig, warf die Flinte von sich und stieß mit dem spitzen Ellbogen seines langen Armes so heftig nach hinten, daß Reinhold einen leisen Schrei ausstieß und den Kopf freigab. „Hör' mal, das war aber grob!" rief der Bildhauer, sich die Seite reibend.

Der Maler war emporgesprungen, wie ein Federmännchen aus einem Vexirkasten. Im ersten Augenblicke schien es, als sei er noch einmal so groß wie Reinhold, dessen Gestalt doch auch für mindestens mittelgroß gelten konnte. Wenn man aber genauer zusah, so bemerkte man, daß dieser Eindruck kolossaler Länge hauptsächlich durch die unglaubliche Dünne der Arme und Beine, überhaupt der ganzen Gestalt hervorgerufen wurde. Für die hohe Stellung, die er nach Papa Schmidt's Versicherung bei der berühmten Düsseldorfer Akademie bekleidete, sah er allerdings etwas auffällig aus: das Haar rattenkahl geschoren, der Schnurrbart unter der schmalen Nase, die wie eine Messerklinge aus dem hageren Gesicht ragte, in wunderbarer Stärke bis fast zu den Schultern niederwallend; ein weit übergeschlagener Kragen und darunter ein braunrothes, seidenes Halstuch; eine Jacke, denn anders konnte man es nicht nennen, von verschossenem braunen Sammet, die, wie aus Holz geschnitten, glatt und steif an dem hageren Körper abfiel; dazu fest geschnürte Gamaschen und Schuhe.

Der lange Maler stand starr und blickte den Bildhauer mit weitgeöffneten Augen an. „Du bist es, Du?" rief er dann, aber gar nicht freundlich. „Was, zum Kuckuck, führt denn gerade Dich hierher, in dem Augenblick, in dem mir der Edelmarder vor die Flinte läuft?"

„Na, höre, Olbers, das ist ein netter Gruß für einen Landsmann und Collegen, den man vier Jahre nicht gesehen, und den man unverhofft in den Bergen trifft!" sagte Reinhold verstimmt und wandte sich ab. „Meinetwegen sitze Du hier fest und laure auf Deinen Edelmarder; ich werde Dich nicht wieder stören."

Er hatte schon einen Schritt zurückgethan, aber Olbers brauchte nur den langen Arm auszustrecken, um ihn zurückzuhalten. „Bleib'!" rief er gebieterisch. „Du willst wohl am Ende gar den Beleidigten spielen? Na, das wäre! Störst mich in meinem schönsten Vergnügen! Weißt Du denn nicht, daß so ein Bischen verbotenes Jagen meine einzige Leidenschaft ist? Ja, meine einzige! Denkst Du, wie die Alle da drüben, daß ich hier auf der alten langweiligen Ruine sitze, um den Baum da oder die Sträucher zu malen, die ich überall schöner finde? Nein, ich habe dem Alten die Flinte abgeschwatzt, — er soll es eigentlich nicht erlauben, — aber auf Raubthiere und Raubvögel darf ja Jeder schießen, und da habe ich hier am Tage nach meiner Ankunft ein Edelmarder-Pärchen entdeckt und laure nun den halben Tag, um eines von den Beiden zu attrapiren. Zwei Stunden lang habe ich heute hier auf den Knieen gelegen, und, — hol's der Geier! — gerade in dem Augenblick, in dem ich das Marder-Männchen langsam den schlanken Buchenzweig entlang gleiten sehe und die Flinte zum Schuß hochheben will, da hält mir Einer die Augen zu! Na, ich sage Dir, wärst Du es nicht gewesen, den ich vor mir gesehen, als ich mich umwandte ..."

„Ich hab' mein Lebtag nicht gewußt, daß Du so ein Nimrod bist!" sagte Reinhold, wieder begütigt und etwas ironisch. „Ich denke, Du arbeitest hier wie ein Neger. Es ist freilich angenehm, die Flinte zur Hand zu haben, wenn es mit dem Pinsel nicht gehen will. Aber warum hast Du mir denn nicht geschrieben, daß Du zum Director der Düsseldorfer Akademie avancirt bist? Zeitungen lese ich nicht mehr ..."

„Der alte Knabe da drüben hat einen Sparren!" erwiderte Olbers achselzuckend. „Man muß ihm seinen Willen lassen; unter einem Minister, General, Grafen, Director thut er's nicht. Aber nun sei mir herzlich willkommen, alter Sohn! Grüß Dich Gott, Collega!"

Er streckte die Hand aus, in deren dünne Gelenke Reinhold etwas zögernd einschlug, da er nicht recht wußte, ob der Willkommens-Gruß ernsthaft gemeint sei. „Es thut mir leid, Fritz," sagte er, „daß ich Deine kühnsten Hoffnungen vernichtet habe. Aber könntest Du denn dem edlen Wild nicht noch einmal auflauern? Ich will gern warten!"

„Bah!" rief Olbers. „Der kommt nimmermehr zum Schuß. So ein Racker ist gar zu schlau. Wollen's heute Nachmittag, gegen Abend, versuchen. Du bleibst doch hier? Ja so, ich weiß wahrhaftig nicht, ob noch ein Zimmer oder ein Bett für Dich übrig ist. Sag' mal, was willst denn Du Töpfer eigentlich hier im Harz? Die Prinzessin Ilse nach der Natur modelliren oder die Jungfrau, die über das Bodethal gesprungen ist?"

„Nein," antwortete Reinhold, „ich suche eine Braut."

„Eine Braut?" wiederholte Olbers, den Freund stirnrunzelnd anschauend. Dann streckte er den langen Zeigefinger seiner Rechten aus, wie einen Bleistift, und berührte damit Reinholds Stirn. „Wie? Du willst Dich verheirathen, Du Knirps, Du Kind, während ich alter Bursche es noch nicht riskirt habe, in den Stand der heiligen Ehe zu treten? Das verbitte ich mir!"

„Hast Du denn nicht gehört, daß der König mich beauftragt hat, eine Statue in Marmor auszuführen, — eine Braut?" fragte Reinhold.

„Woher soll ich das wissen?" gab Olbers zurück. „Geschrieben hast Du's mir nicht, und Zeitungen lese ich so wenig, wie Du. Also eine Braut! Sieh, sieh, — ein höchst respectabler Auftrag, — eigentlich zu respectabel für einen solchen Jüngling! Wird Dich nur verwöhnen, der gute König! Denkt gewiß, Du wärst schon ein reifer, würdiger Mann, so in meinen Jahren. Na, und die Braut willst Du Dir am Ende gar hier im Harz suchen! Nur das Modell oder auch gleich in Wirklichkeit? Ich traue Dir Alles zu! Du scheinst ein sehr übermüthiger, vornehmer Herr geworden zu sein, seit wir uns nicht gesehen. Ja, ja, die jungen Leute, die denken jetzt alle, ihnen gehöre die Welt! Na, komm, ich will frühstücken. Mit der Marderjagd ist es ja nun doch vorbei, für heute Vormittag wenigstens!"

Er ordnete sein Malgeräth, wobei ihm Reinhold half, auf den dieses Wiedersehen nicht ganz den freudigen Eindruck gemacht hatte, den er davon erwartet. Der junge Künstler war still geworden und beantwortete ziemlich kurz die Fragen, die Olbers über persönliche Verhältnisse und die Angelegenheiten gemeinsamer Bekannter an ihn richtete. So gelangten sie wieder nach dem Wirthshause und nahmen unter dem schattigen Baume Platz, unter welchem Reinhold vorher mit dem alten Schmidt geplaudert. Olbers ließ eine ganz unglaubliche Quantität vortrefflichen Schinkens nebst Zubehör unter seinem gewaltigen Schnurrbart verschwinden, während Reinhold erzählte, auf welche Weise und durch welches Werk der König auf ihn aufmerksam geworden sei, und unter welchen Bedingungen ihm die Ausführung der Statue übertragen worden. Diese Bedingungen waren in der That außerordentlich günstig für einen jungen, bis jetzt nur in kleineren Kreisen anerkannten Künstler, und es schien beinahe, als blicke Olbers mit einem gewissen Neide auf seinen Freund. „Hör' mal," sagte er endlich, die leeren Teller bei Seite schiebend, „nimm mir's nicht übel, aber Du hast da unverantwortliches Glück gehabt. Zehntausend Thaler! Menschenkind, hast Du je in Deinem Leben geglaubt, daß Du einen Auftrag in dieser Höhe erhalten könntest?"

„Es ist wahr, der König hat sich sehr generös gezeigt," erwiderte Reinhold. „Aber wenn man bedenkt, welche enorme Arbeitszeit und welche Auslagen vor allen Dingen solch eine große Arbeit erfordert, dann bleibt doch weniger für den Künstler übrig, als man glaubt. Nehme ich den Block für Statue und Sockel mit ungefähr zweitausend Thalern an und rechne Alles, was drum und dran hängt, mit ebensoviel, — nun, so bleibt eine anständige Summe übrig, das gebe ich gern zu. Aber mit kleinen Arbeiten für Privatleute könnte man gut und gern spielend in derselben Zeit ebenso viel verdienen. Die Ehre ist's, die Ehre, Fritz! Und dann dieser herrliche Gegenstand!"

Olbers hatte eine kurze Thonpfeife in Brand gesetzt und blies förmliche Wolken von Dampf vor sich hin. „Wahrhaftig!" sagte er spöttisch. „Der König kann sich am Ende noch bei Dir bedanken, daß Du so gnädig gewesen bist, seinen Auftrag anzunehmen! So ein Ding haust Du doch in einem halben Jahre zurecht!"

Dieses Mal zogen sich die Brauen Reinholds finster zusammen, und er warf einen scharfen Blick auf sein Gegenüber. „Weißt Du, Olbers, Spaß, wo er hingehört, da mag ich ihn leiden, sonst nicht," sagte er erregt. „Das ist eine ernste Sache, das geht mir an's Leben, — da laß Deine Witze! Im allergünstigsten

Falle werde ich ungefähr drei Jahre zu der Arbeit gebrauchen; denn daß ich Alles, was ich kann, an diese Aufgabe setzen muß, das sage ich mir jeder Zeit. Wer weiß, wie lange ich allein gebrauche, um mein Modell zu finden!"

„Na höre, Freundchen," unterbrach ihn der Maler, „ein Modell zu einer Braut? Jedes junge, nur leidlich hübsche Mädchen kann Dir sitzen. Du veränderst die Züge ein Bischen in's Klassische, Ideale, — damit basta, und Du hast Deine zehntausend Thaler verdient!"

Reinhold antwortete nicht sogleich. „Ich weiß nicht, was Dich berechtigt, so oberflächlich von mir zu denken, Fritz!" sagte er endlich. „Es mag sein, daß ich zuweilen in froher Laune leicht über manche Dinge spreche, die ich im Grunde meines Herzens sehr ernst nehme; aber im Allgemeinen glaube ich stets bewiesen zu haben, daß es mir heiliger Ernst ist mit meiner Kunst. Weshalb hätte ich mich ihr sonst gewidmet? Sie läßt mich nicht auf Rosen wandeln, das weiß ich wohl! Sie ist meine Braut, — die Braut, die ich jetzt in meinen Träumen suche, die hohe, die heilige! Und wenn ich sie nicht finde, so werde ich auch meine Statue nicht machen. Eine Puppe will ich dem Könige nicht liefern als Dank für seine Großmuth! Nimmermehr! Entweder finde ich mein Ideal, oder ich schreibe ihm, daß ich ihm nicht dienen kann!"

Fritz Olbers hatte mit hoch hinaufgezogenen Brauen den halblauten Worten, aus denen eine tiefe, nur mit Mühe zurückgehaltene Erregung sprach, zugehört. Das ironische Lächeln verschwand von seinen Lippen. Er mochte wohl Gründe haben, den Brausekopf nicht weiter zu reizen. Oder that es ihm leid, zu weit gegangen zu sein?

„Nun, laß gut sein, ich wünsche Dir alles Glück!" sagte er in gleichmüthigem Tone. „Eigentlich könnte ich Dich fragen, warum Du das Ideal Deiner Braut gerade hier im Harz zu finden hoffst; aber wir wollen die Frage lieber unerörtert lassen. Ich sehe, Du bist empfindlich geworden! Ich will Dir nun etwas sagen: Wenn es irgend eine Möglichkeit giebt, eine gute Anzahl weiblicher Wesen, und unter ihnen vielleicht auch Dein Ideal zu sehen, so ist es morgen, Sonntag, über acht Tage, auf dem großen Freischießen in Suderode. Es ist weit berühmt im ganzen Unterharz, dieses Suderoder Freischießen; Hoch und Niedrig, Alles findet sich ein. Wahrhaftig, Du kannst keine bessere Gelegenheit finden, mein Junge!"

„Nun ja," meinte der Bildhauer, schon wieder begütigt, „aber was soll ich bis dahin anfangen?"

„Dir einfach den Harz ansehen! Dazu hast Du in acht Tagen reichlich Zeit. Inzwischen schieße ich meinen Marder, — lache nicht! — ich sage Dir, ich schieße ihn! Heute über acht Tage, also Sonnabend, bist Du wieder hier; und schon am Sonnabend, oder auch am Sonntag, gehen wir hinüber nach Suderode. Ich will niemals wieder mit Dir eine Flasche Niersteiner trinken, wenn Du dort nicht Dein Ideal findest, Deine Braut. Nun, und findest Du sie eher, so kommst Du und sagst es mir, und wir trinken auf ihre Gesundheit!"

Reinhold lachte. Es that ihm offenbar wohl, mit dem Freunde wieder in das alte gemüthliche Geleise gerathen zu sein. „Gut," sagte er, das läßt sich hören. „Du kannst mir die Reiseroute noch genauer angeben."

„Das werde ich besorgen. Doch sage 'mal, Reinhold, hat Dir denn der König einen anständigen Vorschuß gegeben — für die Auslagen?"

„Gewiß," antwortete Geiger, und das Lächeln auf seinen Lippen wurde ein wenig boshaft. „Ich habe aber nicht mehr viel davon."

„Hm! Natürlich Alles gleich verpufft!" knurrte Olbers verdrießlich. „Wie gewonnen, so zerronnen! Wie viel hast Du denn noch eigentlich?"

„Ungefähr noch vierhundert Thaler."

„Was, Menschenskind, vierhundert Thaler hast Du noch? Bei Dir? In der Tasche?" rief Olbers, ganz erregt aufspringend. „Du kannst mir doch fünfzig Thaler davon abgeben? Ich bin in einer ganz dummen Lage hier. Habe vergessen, meine Adresse nach Düsseldorf zu schicken . . ."

„Und die arme Akademie weiß also nicht einmal, wohin sie ihrem Director das Gehalt nachsenden soll!" lachte Reinhold. „Natürlich stehe ich zu Deiner Verfügung, Fritz; Du kennst mich ja!"

„Ja, ich kenne Dich, Du bist ein Prachtkerl!" rief Olbers, ihm den langen Arm um die Schultern legend. „Und nun nicht mehr böse, Reinhold, wie?"

„Thorheit!" rief der junge Mann abwehrend. „Laß uns nun einmal nach der oberen Ruine gehen!"

3.

Wenn die Reisenden oder Sommergäste im Harz von den Herrlichkeiten des Freischießens erzählen hören, so dürfen sie sich keine großen Illusionen machen. Diese Volksbelustigungen sind im Allgemeinen nur das, was jeder Norddeutsche unter dem Namen Schützenfest kennt; auch mit der rheinischen und mitteldeutschen Kirmeß haben sie Aehnlichkeit. Einzelne von ihnen, wie der Quedlinburger „Klehrs", hatten früher eine besondere Berühmtheit. Aber sie tragen überall denselben Charakter; um das Freischießen oder Vogelschießen gruppirt sich eine Menge von Belustigungen, dazu bestimmt, dem angeborenen Frohsinn, wohl auch der Ausgelassenheit der Bevölkerung freien Spielraum zu gönnen.

Am Nachmittag des Sonntags, mit welchem das Suderoder Freischießen begann, befand sich so Mancher auf der Festwiese, den in der Heimath nichts nach einem Schützenfeste gezogen hätte. Sogar die feine Toilette einzelner weiblicher Badegäste erblickte man hier und dort in dem bunten Gedränge. Während aus dem großen Schützenzelte die Schüsse knallten, deren Echo scharf von den nahen Bergwänden zurückschlug, ertönte die Musik in dem großen Tanzzelt, kreischten die Leierkasten in den zahlreichen Carousels, und rasselten die Trommeln und Tamburins vor den Buden der Gauklerbanden. Die Wiese war mit zahlreichen Buden, Lauben und Zelten bedeckt, unter denen getanzt, gegessen und getrunken wurde nach Herzenslust. Daß Bier und Branntwein aus Tonnen und Fässern und Flaschen überall verzapft wurden, wohin das Auge sich nur wandte, versteht sich von selbst. Wein gab es aber nur in einer einzigen „feinen" Laube und außerdem im „Zelt der Honoratioren".

Denn ihr eigenes Zelt mußten die Herrschaften haben; anders gestattete es die Sitte nicht. Es lag dicht neben dem Schießzelte und hatte sogar eine Verbindung mit diesem, sodaß diejenigen Honoratioren, die sich selbst bei dem Schießen betheiligten, ab und zu den Tisch, an dem sie mit ihrer Familie saßen, mit dem Schießstande vertauschen konnten. Nach dem Platze zu war dieses Zelt theilweise frei, sodaß man durch die laubumwundenen Stützen in das Innere blicken konnte. Aber auch nur blicken! Der Eintritt war nur den bevorzugten Personen gestattet, welche dem Gensdarmen, der bei einem Glase Bier an dem Eingange saß, sämmtlich bekannt waren. Jetzt hatte der Gensdarm noch keine andere Arbeit; die kam erst später, am Abend, wenn die Raufereien begannen und die Honoratioren sich entfernt hatten.

Es war gerade eine Pause im Tanze eingetreten; die sogenannte Vesperstunde hatte geschlagen und Jung und Alt um die Tische versammelt, als unsere Freunde, Reinhold Geiger und Fritz Olbers, Arm in Arm, die Hauptstraße heraufkamen, welche das Gewirr der Buden und Zelte in zwei ungefähr gleiche Hälften theilte. Sie sahen beide ein wenig erregt aus, und das war ihnen im Grunde nicht zu verdenken. Wenn einer an einem so schönen Sommertage die Quellen kühlen Gerstensaftes unablässig rinnen sieht, so ist es ihm wohl zu verzeihen, wenn er selbst diesen Quellen zuspricht. Bei Reinhold äußerte sich jedoch die gehobene Stimmung nur in dem freudestrahlenden Antlitz und in einer gewissen Lebhaftigkeit der Gestikulationen; bei Olbers in einem ungemein gravitätischen Ernst, unter welchem er die Unsicherheit in den Bewegungen seiner langen Glieder verbergen wollte. Weniger salonfähig erschien ihr Anzug. Die Künstler erliegen auch in dieser Beziehung den unerbittlichen Einflüssen der Naturgesetze. Wenn Claude Lorrain, wie Olbers, mit einer schon „gedienten" Sammetjacke ein Vierteljahr im Harz Studien gemacht hätte, und Phidias acht Tage lang, wie Reinhold, in zuweilen recht schlechtem Wetter über Berg und Thal gewandert wäre, so würden sie vermuthlich auch etwas „campagnemäßig" ausgesehen haben. Reinhold war in einem ganz „pompösen" Aufzuge von Berlin abgereist; jetzt aber zeigte der Schlapphut bedenkliche Beulen und verschiedenfarbige Schattirungen, und dem bequemen Rocke sah man es an, daß er die Wohlthat einer sachkundigen Hausknechts-Behandlung seit längerer Zeit nicht genossen hatte. Was Olbers anbetraf, so bot er für gewöhnlich mit seiner fahlen Sammetjacke und dem längst überlebten spitzen Tirolerhute auch in der Heimath einen sehr fadenscheinigen Anblick, sodaß er eigentlich heute so aussah, wie immer, nur etwas unsicherer, trotz seiner ängstlich abgemessenen Bewegungen.

Dennoch würde ein geübtes Auge schon aus den Mienen beider Männer sogleich die Gentlemen errathen haben. Das Auge des thürhütenden Gensdarmen war indeß weniger auf die Beurtheilung des geistigen Lebens, als auf die Prüfung anderer charakteristischer Merkmale geschult. Sein unumstößliches Urtheil, das sich auch in seinem mißtrauisch prüfenden Blicke aussprach, lautete also: Landstreicher, — fahrendes Volk, — Kleidung aus der Trödelbude, — vigiliren! Und als Reinhold mit den Worten: „Du, hier scheint es hübsch zu sein!" den Freund in den Eingang führen wollte, streckte der Gensdarm, ohne von seinem Tische aufzustehen, nur den Arm aus und sagte: „Nichts da! Das ist ein Separat-Zelt für Honoratioren!"

Reinhold maß den Cerberus, der, im Vollgefühle seiner Würde, breit auf seinem Stuhle saß, mit einem Blicke, in dem es gewitterhaft aufleuchtete. Als echtem Rheinländer stieg ihm das Blut leicht in den Kopf.

„So? Und was denken Sie denn, was wir sind?" fragte er mit schwerer Betonung.

„Das ist mir sehr egal!" lautete die Antwort. „Hier kommen Sie nicht 'rin!"

„So? Hier nicht?" fragte Reinhold mit erhobener Stimme, aber Olbers hatte ihn bereits umgedreht und zog ihn einen Schritt fort. „So laß doch!" sagte er. „Wozu willst Du Lärm machen? Es ist hier draußen amüsanter, als bei den langweiligen Menschen da drinnen . . ."

Aber er biß sich in die Zunge und schrie leicht auf, so heftig war er zusammengezuckt; denn da sein Arm fest in demjenigen Reinholds lag, mußte er nothgedrungen alle Bewegungen des Freundes mitmachen. Dieser aber stand nach seinem ersten jähen Erschrecken wie angewurzelt und starrte durch die grünen Laubgewinde in das Innere des Zeltes, als sehe er eine Geistererscheinung.

„Was hast Du denn?" fragte Olbers verdrießlich, während der Blick des Gensdarmen noch immer mit feindlichem Ausdruck auf den Beiden haftete. „Komm, laß uns weiter gehen!"

„Da ist sie! Da ist sie!" rief Reinhold wie verzückt, und die Linke deutete auf das Innere der Hütte, während die Rechte mit krampfhaftem Drucke den Arm des Freundes umspannt hielt.

„Aber wer denn? Wer ist da?"

„Sie, — meine Braut! Gott sei Dank, ich habe sie gefunden!" stieß Reinhold mühsam hervor. Die Worte wollten ihm kaum über die Lippen.

„Deine Braut? Ach, Thorheit! Wo denn? Ich sehe ja gar nichts Besonderes."

„Dort an dem langen Tische, neben dem anderen jungen Mädchen. Die Blonde, — engelschön, — o, das ist sie, — das ist sie! So habe ich sie geträumt!"

Olbers starrte mit zweifelhaftem Ausdrucke in das Halbdunkel des Zeltes. An langen Tischen, an blonden jungen Mädchen war dort kein Mangel; — welche meinte denn der aufgeregte Freund? Ihn, den kühlen Landschafter, dünkte keine, die er im Augenblick sah, einer solchen Ekstase werth.

„Ich muß hinein, — ich muß wissen, wer sie ist!" rief Reinhold. Damit hatte er sich schon von Olbers' Arm, der ihn unwillkürlich festhalten wollte, losgerissen und stürmte nach dem Eingang.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Großherzogin Auguste Caroline von Mecklenburg-Strelitz.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 313.

Auguste Caroline Charlotte Elisabeth Marie Sophie Luise, königliche Prinzessin von Großbritannien, Irland und Hannover, regierende Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, wurde als älteste Tochter des am 8. Juli 1850 verstorbenen Herzogs von Cambridge, Vicekönigs von Hannover, am 19. Juli 1822 in Monbrillant bei Hannover geboren. Am 28. Juni 1843 vermählte sie sich in London mit dem damaligen Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, geboren zu Neustrelitz am 17. October 1819, welcher am 6. September 1860 seinem verewigten Vater, dem Großherzog Georg, in der Regierung folgte. Die erlauchte Fürstin beging somit im vorigen Monat mit ihrem hohen Gemahl die vom ganzen Mecklenburg-Strelitzer Lande herzlich gefeierte fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Antrittes einer für das Land segensreichen, gerechten und milden Regierung.

Bis zum Jahre 1837, wo durch die Thronbesteigung der Königin Victoria, der Cousine der Großherzogin, das bis dahin als Vicekönigthum mit England vereinigte Hannover ein selbständiges Königreich wurde, residirten die Eltern der Großherzogin in Hannover und siedelten dann nach England über, wo sie theilweise in London, theilweise in dem ländlichen Kew ihren Aufenthalt nahmen. Die Erziehung der Prinzessin Auguste Caroline war unter den Augen einer begabten, künstlerisch empfindenden Mutter und eines liebevollen, gemüthsreichen und umsichtigen Vaters, dessen Lieblingskind die Prinzessin war, geschehen und entwickelte sich jetzt in London, in größerer Geistes-Atmosphäre und Anschauung, zu höherem Wissen und Erkennen. Bedeutende Persönlichkeiten, politische Tagesereignisse, große Künstler und Künstlerinnen traten in den Kreis ihres geistigen Empfindens und wirkten auf dieses fördernd ein. Um diesem Allem noch die höchste Weihe zu geben, belebte das Herz der jungen Prinzessin eine tiefgewurzelte Neigung zu ihrem Cousin, dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, dem sie einige Jahre darauf ihre Hand reichen sollte. Familien-Traditionen und verwandtschaftliche Beziehungen zu Mecklenburg-Strelitz hatten sie schon längst mit diesem Lande in Gedanken heimisch gemacht. Ihre Großmutter, die Gemahlin Georgs III. von England, jene Fürstin, die ganz jung Friedrich den Großen durch einen Brief auf das Unheil eines verderbenbringenden Krieges aufmerksam gemacht und sich hierdurch die Beachtung und die Hand ihres königlichen Gemahls gewonnen hatte, war eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz gewesen. Die eigene Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen, war eine Schwester der regierenden Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.

(Fortsetzung auf Seite 322.)

Die Waise. Von M. Liebermann. — Siehe Seite 323.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Trophäe. — Man findet im Herrenzimmer, mitunter auch in Vorhallen und auf Treppen, Waffen als Wandschmuck. Die Trophäe reicht in graue Vorzeit zurück. In dem rohgezimmerten Hause unserer germanischen Vorfahren mochten wohl der schwere Schild, der mit Eberhauern und Auerochshörnern geschmückte Helm, Schwert, Speer und Streitaxt als einziger Zierath des dunklen Wandgebälkes erscheinen. Und ebenso zeigte sich die Trophäe in der Halle des hellenischen Königshauses, im Zelte des Kreuzfahrers, wie in den mittelalterlichen Burgen und in den Schlössern der Renaissance-Zeit.

Die Waffe ist unleugbar ein schöner Schmuck. Aber heutzutage, wo nicht jedes Hauses Hut mehr in der Wehrhaftigkeit des Hausherrn, sondern in der Fürsorge der Polizei gelegen ist, muß man sich doch den Ursprung und die Bedeutung dieses Ornamentes deutlich machen, ehe man es verwendet.

In einer Wohnung, deren Herr selber die Waffen trägt oder sie wenigstens in jüngeren Jahren trug, ist die Waffen-Trophäe vollberechtigt; auch im Hause eines Malers oder eines Waffen-Fabrikanten. Wenn aber ein friedlicher Commerzienrath sein Treppenhaus mit Ritter-Rüstungen garnirt, so steigt uns doch ein kleines Bedenken über die innere Berechtigung dieses Schmuckes auf.

Leuchter.
Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Hirt in München in Porzellan ausgeführt von der königl. Porzellan-Manufactur in Meißen. Farbig und mit Gold auf der Glasur bemalt. Höhe 58 Cent.

Standuhr.
Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Hirt in München in Porzellan ausgeführt von der königl. Porzellan-Manufactur in Meißen. Farbig und mit Gold auf der Glasur bemalt. Höhe 63 Cent.

Leuchter.
Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Hirt in München in Porzellan ausgeführt von der königl. Porzellan-Manufactur in Meißen. Farbig und mit Gold auf der Glasur bemalt. Höhe 58 Cent.

Die Ritter-Rüstung ist eigentlich ganz am Platze nur da, wo man Ahnen hat, die einst selber dergleichen mit Anstand zu tragen wußten, — oder in einer wirklichen Ritterburg, gleichviel, wer sie heutzutage besitzt. Der Mann der Gegenwart, der in einem modernen Hause wohnt, aber nicht selbst die Waffen trägt, es sei denn, daß er hie und da einen harmlosen Hasen schießt, braucht darum nicht ganz auf die Waffen-Trophäe zu verzichten. Nur würden wir in diesem Falle eine Trophäe vorziehen, die weniger heraldisches, aber dafür culturgeschichtliches, ethnographisches Interesse hat. Also etwa Waffen, die man auf Reisen selbst gesammelt hat: Tscherkessen-Helme und türkische Säbel, die man aus Konstantinopel mitgebracht hat; arabische Flinten, Keulen von Südsee-Insulanern, indianische Speere und Bogen und dergleichen. Das sind Dinge, die man entweder selbst als Erinnerungen an Ort und Stelle gesammelt oder von Freunden als Geschenk erhalten hat. Aber es geht doch nicht an, daß man eine prachtvolle Trophäe im Vestibül, auf dem Treppenabsatze oder im Rauchzimmer aufpflanzt und hernach, wenn man um die Herkunft derselben befragt wird, weiter nichts zu sagen weiß, als: Vom Antiquitäten-Händler Schulze dort und dort; hat siebenhundert Mark gekostet!

Es kann nicht oft genug betont werden, daß alle eigentlichen Luxus-Gegenstände, jene Gegenstände, die gar keine practische Brauchbarkeit in sich haben, nur dann eine Rechtfertigung finden, wenn sie entweder Geschenke sind, oder wenn sie mit dem Leben und Treiben des Besitzers einen geistigen Zusammenhang haben; oder auch, wenn sie einen Kunstwerth in sich tragen, der sie von vornherein überall berechtigt erscheinen läßt.

Welcher Art jener geistige Zusammenhang zwischen der Trophäe und ihrem Besitzer sein soll, das zu zeigen, mögen ein paar Winke genügen.

Trophäe.
Nach dem Entwurf des Ober-Hütten-Inspectors E. Schott in Eisenguß ausgeführt von der gräfl. Stolberg-Wernigerode'schen Factorei zu Ilsenburg am Harz. Zu beziehen, auch in einzelnen Stücken, durch L. C. Busch in Berlin. Ein Sechstel der natürlichen Größe.

Ihre vollste Berechtigung hat die Trophäe, wenn sie mit dem Berufe ihres Besitzers zusammenhängt. Wir fanden einst im Zimmer eines Gelehrten, der niemals ein Schwert geschwungen hatte, eine Trophäe von Waffen, die doch vollberechtigt war. Es waren Waffen und Schmuckgegenstände aus den Zeiten der Bronze und der Pfahlbauten: uralte, mit herrlicher Patina überzogene Schwerter und Armspangen, zierliche, schwarze Steinbeile, Speere mit steinernen Spitzen. Der Eigenthümer dieser Trophäe hatte jahrelange Mühe daran gesetzt, durch Ausgrabungen und geistvolle Combinationen ein helles Licht in die Cultur-Zustände eines versunkenen Jahrtausends zu werfen; darum durfte er wohl auch sein Heimwesen mit jenen, von der Poesie grauer Urzeit umwebten Beutestücken schmücken. Bei einem Arzte, welcher zwanzig Jahre lang in Südamerika gelebt und gewirkt hatte, hing an der Wand ein Ornament von patagonischen Waffen. Die schönsten Stücke davon waren Geschenke eines Araukaner-Häuptlings, dem der Arzt das Leben gerettet hatte.

Im Junggesellen-Zimmer eines preußischen Richters, der einsam zwischen einer polnischen Bevölkerung lebt, finden sich nur drei Schmuckstücke. Das eine ist die Statuette der Venus von Milo, das andere eine kleine, sonnige Landschaftsskizze von Andreas Achenbach; das dritte aber ist ein zerschossener Helm, ein von Rossehufen zertretener Pallasch und ein einzelner Bügel. Einfach sind diese Dinge an einen Nagel der räucherigen Stube gehängt; aber sie erzählen mit ergreifender Treue den Todesritt bei Mars la Tour, und ihr Besitzer mag mit größerem Stolze auf sie schauen, als ein Anderer auf ein ganzes Arsenal kostbarer Rüstungen.

Die Trophäe kann aber ihre innere Berechtigung auch aus kleineren Erlebnissen schöpfen. Es ward ja schon vorher gesagt: auch das, was man auf Reisen sammelt, mag immerhin als eine Art von Beute angesehen werden, die man mit Aufopferung der gewohnten Bequemlichkeit errungen hat, und die man deshalb auch zum Schmucke des Hauses verwenden darf. In diesem Falle aber sollte die Trophäe nicht blos aus Waffen bestehen, sondern aus einer malerischen Zusammenstellung fremdländischer Gegenstände überhaupt, die eben an eine andere Natur, an andere Völker erinnern.

Endlich kann die Trophäe mit einem oder dem anderen Sport zusammenhängen, den der Besitzer treibt. Es sind aber eigentlich nur zwei Arten von Sport, die Gelegenheit bieten, Trophäen zusammenzustellen: der Reitsport und der Jagdsport. Was den Reitsport betrifft, so ist, — mit Ausnahme des Pferdes selbst, — Alles, was mit ihm zusammenhängt, unkünstlerisch und geschmacklos. Ein schön modellirter Pferdekopf mag wohl das Zimmer eines Reiters schmücken; aber Reitpeitschen, Zaumzeug, Sporen, Hufeisen und dergleichen sind, wenn modern, in ihrer glatten, practischen Eleganz durchaus geschmackswidrige Gegenstände. Künstlerischen Werthgehalt, der es zum Ornament geeignet scheinen läßt, hat nur mittelalterliches und orientalisches Reitzeug. Ein reicheres Feld ergiebt sich für die Jagd-Trophäe. Bei einem leidenschaftlichen Jäger versteht sich's von selbst, daß dergleichen in seinem Hause zu finden ist. Auf etwas mehr oder weniger Jägerlatein kommt es dabei nicht an. Nur sollte Niemand einen struppigen Eberkopf an

die Wand nageln, wenn er nicht den vormaligen Besitzer dieses Kopfes selbst vom Leben zum Tode befördert hat; denn die Jagd-Trophäe hat ganz besonders das charakteristische Merkmal, Beutestück zu sein. Auch muß hier vor jedem Uebermaß gewarnt werden. Wenn wir in ein Zimmer eintreten, welches an allen vier Wänden mit Hirschgeweihen und Eberköpfen bespickt ist, fürchten wir von vornherein, wenig geistige Anregung zu finden, sofern wir uns nicht etwa für Jagdgeschichten interessiren. Und auch bei diesen ist bekanntlich der, den sie unterhalten, nicht der Zuhörer, sondern der Erzähler. Solche Trophäen gehören in die Halle eines Jagdschlosses oder in ein Försterhaus; im städtischen Zimmer müssen sie mindestens bescheiden auftreten.

Ueber das Arrangement der Trophäe ist nicht viel zu sagen. Ein Mittelpunkt von kräftig, plastisch hervortretender Gestalt, umrahmt von innerlich verwandten Dingen, die gewissermaßen unter ihm herauswachsen: das ist das Schema der Trophäe. Der Panzer mit dahinter gekreuzten Speeren, Schwertern und Streitäxten, oder der Thierkopf, von Jagdzeug umgeben, sind typisch für das Arrangement.

Die Trophäe hat einerseits Fühlung mit einer Raritäten-Sammlung, andererseits kann sie in ein Kunstwerk übergehen. Am höchsten steht sie, wenn sie Beides vereinigt. Sie grenzt aber auch an Spielerei. Und durch diese Berührungspunkte ist auch die Möglichkeit derjenigen Entartungen angedeutet, in welche die Trophäe verfallen kann, und vor welchen ein geläuterter Geschmack sie zu schützen hat.

M. Haushofer.

(Fortsetzung von Seite 319.)

Der Erbgroßherzog, eine schöne, ritterliche Erscheinung, führte die Prinzessin Auguste Caroline am 28. Juni 1843 in London heim und darauf in die von Wald, Park und Seen anmuthend gelegene Residenz Neustrelitz. Im Januar 1845 wurden der Erbgroßherzogin zuerst Mutterfreuden zu Theil, doch nur, um den jungen Prinzen sogleich wieder zu verlieren. Am 22. Juli 1848 wurde den Eltern der zweite Sohn geboren, der Erbgroßherzog Adolph Friedrich, der jetzt schon selbst glücklicher Gatte und Vater von drei lieblichen Kindern ist, und in dessen Eheglück die Großherzogin die reinsten Freuden des Lebens mitgenießt, wie sie auch der Erbgroßherzogin die liebevollste Schwiegermutter ist. Ihr eigenes Leben als junge Fürstin gestaltete sich ruhig und von innen heraus. Ihr Schwiegervater, der Großherzog Georg, war eine hochbegabte, edelmüthige, künstlerisch empfindende Natur; die Schwiegermutter und Tante war begeistert für Kunst, besonders für Malerei, die sie selbst, wie erst jüngst in diesem Blatte an anderer Stelle ausführlich berichtet worden, mit vielem Fleiße und hervorragendem Talent ausübte. Ein gutes Theater, unter Görner's Leitung, bot Anregung in den Wintermonaten; alljährliche Reisen nach England zu der Mutter, Reisen, die gewöhnlich mit solchen durch Deutschland nach Frankreich oder der Schweiz in Verbindung gebracht wurden, und Familien-Zusammenkünfte in Schloß Rumpenheim erhöhten den Reiz des Stillebens.

Eine große Correspondenz mit Familien-Mitgliedern und bedeutenden Persönlichkeiten hat die Großherzogin immer gepflegt; neben reicher Lectüre in den drei Cultursprachen modernen Lebens, beschäftigt sich die hohe Frau besonders gern mit Musik und leistet in dieser, sowohl im Spiel, wie im Gesang, Ausgezeichnetes. Selbstverständlich tritt die Ausübung dieser Kunst nur im vertrauten Freundeskreise auf; doch können Diejenigen, die das Glück hatten, die Großherzogin singen zu hören, nicht genug ihren hinreißenden, nach den allerbesten Vorbildern geschulten Vortrag loben. Diese Liebe zur Musik und das feine Verständniß für dieselbe verschafft in der kunstsinnigen und enthusiastischen Seele der Großherzogin dem Künstler auch jenes ideale Publicum, von welchem er seine besten Anregungen empfängt, seinen besten Lohn. Ein solches Band innigsten seelischen Kunstverständnisses vereinigte die hohe Frau auch mit der großherzoglichen Kammersängerin Georgine Schubert, die leider so früh der Kunst und dem vielen Guten, das sie zu schaffen wußte, entrissen wurde. „Sie singt mir alles Schwere vom Herzen weg," hatte einst die Großherzogin von der Künstlerin geäußert; hier fand sie, musikalisch wie dramatisch, das Ideal verkörpert, das sie bisher, wenn auch oftmals unbewußt, in der Seele getragen hatte. Zu gleicher Zeit lernte sie aber auch die Künstlerin persönlich kennen; sie fühlte sich von ihrem maßvollen, bescheidenen Wesen, dem seltenen Gemisch von Ernst, Humor und kindlicher Frische, das ihr eigen war, wohlthuend berührt, und jene unerklärlichen Wechselwirkungen, die wir mit dem Namen „Sympathie" bezeichnen, woben zwischen Fürstin und Künstlerin ein Band, das Beiden zwölf Jahre lang ein seltenes Glück gewährt hat.

Bedeutende Personen, die der Großherzogin nahe stehen, haben stets an ihr eine seltene Vereinigung von Geist und Gemüth, Herz und Verstand bewundert. So ist es denn natürlich, daß sie auf die Gemüther eine seltene Anziehungskraft ausübt, daß Alle, die sich ihr nahen dürfen, stets sogleich von ihr begeistert sind. Aristokratin im vornehmsten Sinne des Wortes und mit edlem Stolz, wie von der Größe ihres Berufes erfüllt, ist die Großherzogin doch voll der liebevollsten Güte und Gesinnung gegen Jeden, der ihr näher treten darf. Für Arme und Leidende hat sie ein offenes Herz und liebt es, im Stillen Gutes zu thun. Das von ihr zur Verpflegung altersschwacher und unbemittelter Frauen und Jungfrauen gegründete Asyl, der Armen- und Krankenpflege-Verein, das Krankenhaus „Carolinen-Stift", die Kleinkinderbewahr-Anstalten im Lande und andere milde Stiftungen und Anstalten erfreuen sich ihrer huldvollen Protection. Den Schuleinrichtungen und der religiösen Erziehung schenkt sie die größte Aufmerksamkeit. Im vollsten Sinne verbildlicht die Großherzogin die Worte des Dichters von Anmuth und Würde, in derselben Person vereinigt, und verdient in gleichem Maße die Verehrung und liebevolle Bewunderung, die ihr dargebracht werden.

N. T.

Nachdruck verboten.

London im Morgengrauen.

Von Adolf Brennecke.

Siehe das Bild von Franz Skarbina, Seite 316 und 317.

Zu den Erkennungszeichen einer Großstadt gehört die Mischung der Gesellschaftsklassen: je größer der Unterschied zwischen arm und reich, hoch und niedrig, glücklich und unglücklich, desto größer gewöhnlich auch der Umfang des städtischen Gemeinwesens. In den hochcivilisirten Metropolen des mittleren und westlichen Europa geht es allerdings nicht wie in Stambul oder Peking zu, wo das Elend von Hunderttausenden offen zu Tage tritt: wofür hätten wir denn unsere Polizei, unsere Wohlthätigkeits-Vereine, unsere vielgepriesene Cultur?

In keiner Stadt der Welt stoßen die Gegensätze unvermittelter aufeinander, als in London. In der nüchternen statistischen Angabe, daß London zur Zeit 4,767,000 Bewohner zählt, ist für den Kundigen eigentlich alles Weitere enthalten: der ungeheure Flächeninhalt des Stadtbildes, der Welthandel, das lärmende Treiben an den Verkehrs-Centren, die tausendfältigen Einrichtungen für eine möglichst vollkommene Ausgestaltung des Lebens. London hat die beste Polizei der Welt; für seine Kranken und Nothleidenden wendet es jährlich viele Millionen auf; an Museen, Bibliotheken und Kirchen, an Parks, Bädern und sonstigen Vorkehrungen für das leibliche und geistige Wohl der Einwohnerschaft fehlt es wahrlich nicht. Woher stammt nun das Elend in London, von welchem die Romanschreiber mit Vorliebe die unglaublichsten Schilderungen ausmalen?

In ganz England ist der Pauperismus, die Massen-Armuth, während der letzten Jahrzehnte in besorgnißerregendem Maße gestiegen. Henry Charles Carey, der bedeutendste Nationalökonom Amerika's, hat mit stichhaltigen Gründen klargelegt, daß England den Höhepunkt seiner Entwickelung bereits überschritten habe, und daß ihm das Schicksal von Tyrus, Karthago, Venedig, Flandern und anderen Handelsstaaten der Vergangenheit bevorstehe; nur Rußland, die Vereinigten Staaten und Deutschland seien Großmächte der Zukunft. Die Gebundenheit des Grundbesitzes ist Englands größter wirthschaftlicher Fehler. Der freie Bauernstand ist so gut wie verschwunden; in den Händen von weniger als zweihundert Personen ist das Grundeigenthum von halb England und Schottland vereinigt. Das Monopol in Steinkohlen, in Eisen, in der Flotte, in der Fabrikthätigkeit wird dem Britenvolke erfolgreich von allen Seiten streitig gemacht, und neuerdings haben die Ereignisse am Nil wie am Hindukusch den Niedergang der britischen Weltherrschaft geradezu thatsächlich erwiesen.

Die verhältnißmäßig geringe Zahl der Grundeigenthümer begünstigte in England mehr als anderswo das Zusammenströmen der Bevölkerung in die Städte, insbesondere nach London. Von der Bevölkerungszunahme der letzten Jahrzehnte kam meist ein Drittel auf London, ein zweites auf die übrigen Großstädte, und nur das letzte Drittel auf das ganze übrige Land. Trotz seines ungeheuren Kapitalreichthums und seines wohlbewirthschafteten Bodens ist Großbritannien doch das einzige Land der Welt, in welchem sich die Mehrzahl der Bewohner von Lohnarbeit nährt. Daß eine Handelskrise oder ein Zusammenströmen der Concurrenz, wie in London, Hunderttausende lahm legt und sie dem Elend preisgiebt, darf unter solchen Verhältnissen nicht Wunder nehmen. Ohnehin nähren sich selbst in guten Zeiten nicht alle Engländer von Roastbeef, Ale und Plumpudding, wie man diesseits des Kanals mitunter anzunehmen geneigt ist. Denn achtzehn Millionen müssen auf ein comfortables Heim im eigenen Hause verzichten, machen keine Reisen rheinaufwärts, nach der Schweiz und Italien; ja sie dürfen sich selbst im eigenen Lande nur ausnahmsweise an Wiesengrün und Waldesrauschen erquicken, denn harte Arbeit ist ihr Los, wofern sie nicht gänzlich zum Proletariat oder gar zu den anderthalb Millionen Bettlern gehören wollen, welche das stolze Albion bevölkern helfen.

Aber England, und speziell seine Hauptstadt, krankt noch an einem anderen Uebel. Man mag in London die Quartiere der Armuth und Verkommenheit durchstreifen oder auf den breiten Trottoirs von Bond-, Oxford- und Regentstreet dem Treiben der oberen Zehntausend zuschauen: überall wird man durch verführerische Aushängeschilder, durch Spiegelscheiben, Gaskronen und Bronze-Schmuck auf Schnapsläden aufmerksam gemacht. Brandy und Whisky, die gangbarsten Sorten des englischen Branntweins, liefern einen Steuerertrag von vielen Millionen, welcher reichlich die Kosten der Heiden-Missionen und der Bibel-Gesellschaft aufwiegt. Man darf mit einem gewissen Rechte die Behauptung wagen, daß die Zahl der Indier, Neger und Kannibalen, welche sich alljährlich zum Christenthum bekehren lassen, gleichkommt der Zahl von Ihrer Majestät Unterthanen, welche in derselben Zeit daheim dem Schnapsteufel verfallen. Wer je an Sonnabend-Abenden auf London's Straßen die trunkenen Männer, Frauen und jungen Burschen ihre Gassenhauer hat brüllen hören, wer den Fuselduust eingeathmet hat, der den Public bars entströmt, und wer die geschminkten Heben und die zweifelhaften Gestalten in den hellerleuchteten „Schnapspalästen" studirt hat, der wird leicht zu der Ansicht gelangen, daß nirgends in der Welt der Sonntag im Allgemeinen weiheloser eingeleitet und in gezwungenerer Langeweile durchgeführt wird, als in dem Vaterlande der bischöflichen Staatskirche

Welche Verheerungen gerade der Schnapsteufel anrichten kann, insbesondere im Bündniß mit der Armuth und der Unwissenheit der niederen Volksklassen Englands, das steht mit deutlichen Lettern in den Gesichtsausdrücken der Elenden verzeichnet, welche im Morgengrauen aus ihren verpesteten Schlupfwinkeln hervorkriechen, um über die auf den Straßen angesammelten Reste des vorigen Tages herzufallen. Am hellen Tage hat sie die Polizei nicht geduldet; Abends mischen sie sich verstohlen in's Gewühl der Straßen oder lungern an den Ausgängen besuchter Locale beutespähend umher. Wenn dann, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, die Pulsschläge des weltstädtischen Lebens auf kurze Zeit aussetzen, ehe mit dem neuen Tage das Treiben und Jagen von Neuem anhebt, dann durchwühlen die „Enterbten" zu Tausenden die Abfalltonnen vor den Häusern und die Kehrichthaufen in den Winkeln oder auf den Plätzen. Bevor die Straßenreinigungs-Colonnen bald nach Tagesanbruch anrücken, muß dies Geschäft erledigt sein. Nichts ist absolut werthlos; Austernschalen, Knochen, Gemüse-Abfälle, Brodrinden, Scherben, abgerissene Anschlagzettel: für Alles giebt es Absatzquellen in der Riesenstadt.

Die dem Leben abgelauschten Gestalten, welche uns in seinem Bilde Franz Skarbina vorführt, stellen augenscheinlich ein heruntergekommenes Weib mit ihrem Sprößling dar. Den Zügen der Alten ist weniger ein tiefer Kummer, eine mitleiderregende Armuth, als vielmehr das Laster in grellen Farben aufgeprägt. Am deutlichsten lassen die Gesichter auf Trunksucht schließen, sodaß die Laterne mit dem großgeschriebenen „Brandy" and „Whisky", als Hinweis auf die Quelle der Verlumptheit, passend die realistische Färbung des Gemäldes unterstützt. Der stumpfsinnig dreinblickende Bursche ist ein echtes Kind jenes rohen Lasters der Mutter. Ihm wäre besser gewesen, wenn er zu den Tausenden „weggeworfener" Säuglinge gehört hätte, welche man in London alljährlich, in Lumpen oder in eine „Times" gewickelt, hinter den Hecken, auf Bahnhöfen oder sonstwo auflieſt, oder zu den Zehntausenden, welche Blattern, Scharlach und Typhus alljährlich in den Armenvierteln dahinraffen. Sein Los, wie das der Mutter, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen: sie enden in nicht zu ferner Frist im Gefängniß, oder in einem verpesteten Massenquartier, oder auf dem Straßenpflaster; ihr letzter, stierer Blick wird der leeren Whiskyflasche oder dem verlockenden Aushängeschild eines Brandy-Ladens gelten.

Nachdruck verboten.

Im Hochwald.

Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Nichts geht über den Reiz eines vom Hauche des Spätsommers umwehten Hochwaldes. Unsere Eintrittspforte ist ein grüner Porticus, gebildet von einer Gruppe säulenschlanker Lärchenstämme, deren zu Wölbungen verschlungene Aeste im polychromen Schmucke von Sonnengold, Himmelsblaue und purpurnem Helldunkel prangen. Durch das Rieseln des Quells klingt das traute „Willkommen" der Waldgeister. Wir sind allein, sodaß wir Alles ungetheilt in Empfang nehmen dürfen: das Liebesgeflüster der Dryaden, den keuschen Kuß der Oreade, der uns schmeichelnd umhaucht, den Duft aus den Blüthenbeeten der Waldeselfen. Ueber uns ein weiter, grüner Raum mit goldenen Sonnenblicken und blauen Guckfenstern in den Blättergewölben. Jeder Schritt nach aufwärts zerreißt einen der vielen Fäden, mit denen wir an das alltägliche Leben gefesselt sind. Die Thauperlen im Moose, der zirpende Zaunkönig, wehende Fichtenwipfel und in schattiger Tiefe das unstäte Schwanken farbiger Dämmerung: das sind Einzelheiten, die unsere Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen, als alle brennenden Fragen der ringenden Menschheit.

Diese schattige Welt übt auf erregte Gemüther eine ähnliche Wirkung aus, wie die blaue Farbe, der die Physiologen sänftigenden Einfluß zuschreiben. Wenn wir im tiefen Moose unter schwerem Ahorngeäste rasten, droht uns träumerisches Hinbrüten zu lähmen. Zum Glück ist die Welt um uns lebendig: der flinke Buntspecht trommelt uns zu Häupten, ein Schwarm von Wildtauben flattert durch die Baumwipfel; am Quellrande zeigen sich Bachstelzen, graziös auf- und niedersteigend; im Dickicht des Unterholzes locken Finken einander. Dazu gesellen sich die geheimnißvollen Stimmen, wenn der Lebensstrom durch die Zweige und Aeste rinnt, daß sie leise knistern, wenn ab und zu von stürzendem Gestein ein dumpfes Echo ertönt, der Ruf des Geiers in blauen Höhen verhallt . . .

Wir haben ein beträchtliches Stück Weges hinter uns. Der lichtgrüne Gürtel des Buchenwaldes liegt uns zu Füßen, von zart gefiederten Wedeln, Lärchenwipfeln, überragt. Die Ausschau geht über eine blumige Hochmatte und dunkles Tannicht in ein stilles, kesselförmiges Thal. Der graublaue Reflex der Felswände uns zu Häupten lagert sich als Duftschleier über die weite Einsenkung, aus der Sonnennebel aufsteigen. Alle Höhen schimmern im Lichte des Tages, aber nirgends blendet die lautere Flamme des Himmels. Im regungslosen Glanze schwimmt ein ferner Wasserspiegel in seiner grünen Muschel. Im ungetrübten Blau schwebt, nur noch wie ein Punkt erkennbar, eine Weihe.

Jetzt regt der Hochwald seine Schwingen, und im vollen Accord streicht es durch die schwankenden Tannen. Ich aber denke mir auf dieser Waldhöhe einen Tempel des Gottes Silvanus oder doch ein Standbild, wie man eines vor Jahren im Hardtgebirge zwischen Rhein und Mosel gefunden. Der Gott ist als Jäger gedacht, in Gesellschaft flinker Rüden, der starke Arm mit dem Wurfspeere bewehrt. Der Tempel aber findet sich ohne Hinzuthun der Menschen. Seine Wände sind die Felsschrofen, seine Säulen und Geländer die weiten Klippen, welche die Höhe umsäumen. Terrassen staffeln sich wie Gärten über- und untereinander, und an ihrem Fuße rauschen grüne Bäche. Zum Opferhauche stehen Rhododendren, Azaleen, Gentianen und Alpenglöckchen bereit. Vielleicht streuten die Hirten diese Blüthenkinder in die Johannisfeuer, deren Brandflecken da und dort auf der Alpenhöhe bemerkbar sind.

In der Dämmerstunde steigen wir von der Alpenhöhe in den Thalkessel hinab. Jetzt sind die Farben, von welchen Alles wie bethaut scheint, von wunderbarem Schmelz. Wenn man in den saftigen Glanz der Rothbuchen hineinsieht, denkt man an grüne Email-Ueberkrustungen. Unter den dichten Kronen lagern breite Schattenmassen; man wandelt wie in einer Halle, von Säulen rechts und links begleitet. Aber so heiter, wie jene Lorbeergänge und Oliven-Wölbungen im Süden, wo Rosen, Reben und Epheu alle Lichtungen durchranken und die Sonne jedes Dunkel feurig durchglüht, — so götterheiter ist dieser Laubgang nicht. Er erscheint von einer herben Schönheit verklärt, frisch und gewissermaßen übersinnlich. Man empfindet keine schwüle Beklemmung, wie dort, und ist nicht gewärtig, einem Frauenbilde zu begegnen, das unser Herz bestricken könnte.

In der stillen Pracht solcher Hochwälder waltet nicht ein Schatten beirrender Koketterie. Trotzdem fehlt es nicht an malerischem Detail, wie beispielsweise in wasserreichen Mulden, wo Heidelbeer-Dickicht als würziger Miniaturwald die zierlichen Katarakte umsäumt, Felsengruppen sich zu Waldaltären aufbauen und dämmerige Moosnischen an die Verstecke der unstäten Herrin dieser Jagdgründe erinnern. Sie, die strenge Göttin, mit der Mondessichel im schwarzblauen Haar und der kalten Gluth in den dunklen Augen, lebt freilich nur in der Phantasie des Wanderers.

Dennoch aber eilt zuweilen Diana, wenn auch nicht auf flüchtigen Sohlen, so doch auf flinkem Renner, durch diese Dickichte. Das ist die schöne Herrin des Schlosses, dessen dunkle Firste jetzt durch die Waldlichtung grüßen. Der würzige Hauch frischgemähten Heues weht durch die Pforte des Waldsaumes zu uns herüber. Tiefer unten dehnt sich die weite, staubige Straße, von lärmenden Spatzen occupirt, die in den heißen Staub untertauchen und lustig, wie im Wasser, plätschern. Eine Terrasse aus mächtigen Blöcken hebt den vorderen Bau des Schlosses über den Wiesenplan, den eine Kastanien-Allee durchschneidet. Weiße Staubwölkchen nesteln sich in den Blättern fest, die bereits ein falbes Grün zeigen. Braune Läden schließen da und dort die Fenster, andere sind geöffnet und lassen das scheidende Sonnenlicht in hohe Gemächer einströmen.

Am schönsten ist es in der vorderen Ecke der Terrasse, wo eine Gruppe Platanen schattet und durch Holzstacketen wilder Wein in üppiger Fülle wuchert. Dort ist ein Aussichtsplätzchen, wo man gern eine Feierstunde des Abends zubringt, aller Beklemmungen ledig, bald in die weite Niederung hinausblickt, wo der blaue Duft des Spätsommers lagert, bald

die Augen an die dunkle Wand des Waldes heftet, der seinen breiten Schatten über die Schloßwiese wirft.

Auch dieses weltvergessene Heim gehört zu unserem Waldbilde. Nur wenige Menschen bewohnen es: der Gutsherr und seine jugendliche Gemahlin, zwei rosige Kinder, einige Diener. Auf dem weißen Holzgeländer der Terrasse schlägt ein Pfau sein Rad, wenn die Herrin hinzutritt und seinen stolzen Kopf kraut. In der Hoheit der weißen Gestalt, die, von dem Rebendickicht des wilden Weines umrankt, wie eine vollaufgeblühte Rose schimmert, liegt der ganze Zauber der Waldeinsamkeit in menschlich milder Form. Die schöne Frau hat keine Erinnerung aus ihrem städtischen Palaste mit herübergenommen. Wenn sie mit ihren Kindern durch die Wiesen wandert, fliegen farbige Federbälle und bunte Reifen durch die Luft und jauchzen frische Kehlen von ungetrübtem Glück. Hier rauscht kein üppiges Leben mit seinem aufdringlichen Flitter. Man vernimmt keine geschwätzigen Laute, sieht keine lärmenden Gesellschaften, nicht Glanz noch Prunk.

Wenn die blasse Frau mit halb gelöstem Haare zwanglos durch die Auen wandelt und in ihren dunklen Augen noch einmal das volle Tageslicht erglüht, findet sich bald Gesellschaft. Die Zweige am Waldsaume knacken, in weiten Sätzen fegen die Hunde über den Plan und drängen sich an die schöne Herrin mit ihren plumpen Liebkosungen heran. Das sind freundliche Boten, und sie meinen es ehrlich. Sie lassen von ihren Liebkosungen ab, wenden sich nach dem Walde und spüren, in dem sie in langen Zügen Luft einsaugen . . . Jetzt tritt er in die Lichtung, mit Jagdbeute beladen, und winkt zu seiner Gattin hinüber, die wie ein leichtfüßiges Reh durch das thauige Gras dem geliebten Manne entgegenhüpft.

Wenn sie dann traulich im Blätterkiosk oben auf der Terrasse sitzen, die Kleinen ihren Federbällen nachhüpfen, während im weißen Kiese die müden Hunde schlummern, dann ist Friedensstimmung in diesem Bilde. Schon senken sich blaue Schatten herab und hüllen die grüne Plaudergrotte in trauliche Dämmerung. Still, wie das Glück, ist der weite Raum, in den durchglühte Felsen, grüne Matten und dampfende Wälder herabsehen. Wenn die Kleinen verstummen, hört man den Silberton des ausklingenden Bespergeläutes. Durch die Erlen kriechen Nebel, in der Ferne steigen Rauchsäulen kerzengerade zum Himmel. Ab und zu schwimmt auf Windeswellen ein einschmeichelndes Lied vom Ufer des Baches herüber, wo lachende Weiber die letzte Heuernte einbringen.

Die Kette freundlicher Bilder setzt sich fort, wenn längst die letzten Purpur-Inseln am Firmament zerronnen sind und graue Wölkchen über den Buchenwipfeln schweben. Wir durchschreiten den tiefen Schatten der Kastanien-Allee, die das Schloß umgürtet, und wandern durch die anbrechende stille, thauige Nacht. Weithin dehnt sich das Thal in völliger Vereinsamung. Wir sehen noch einmal nach den grauweißen Mauern des Schlosses zurück, bis es in der grünen Umrahmung versinkt. Dunkle Waldmauern begrenzen unsere Ufer. Auf den Wiesen winken Erlkönige; Nachteulen flattern im Dickicht. Das Summen verspäteter Käfer, das Rascheln großer Nachtfalter, leises Stöhnen im Schilf, wo die Thalwässer murmeln, zirpende Heimchen und säuselnde Brise: das ist eine Welt, für die es im lauten Lebensdrange keinen Ersatz giebt.

Längst schon umfassen uns die Schatten der Nacht, da wir fürbaß wandern. In den Fichtenwipfeln hängt die Mondessichel und webt Strahlenfäden von Ast zu Ast; über den Felsen wölbt sich die Sternenbrücke der Milchstraße. In stiller Größe öffnet sich die Unendlichkeit unserem Aufblicke und zieht uns mit geheimnißvollem Zauber an. Was einst kommen wird, wer weiß es? Der Gott über der undurchdringlichen Nacht der Zukunft lacht der maßlos sorgenschweren Sterblichen, sagt Horaz, der heidnische Dichter.

Nachdruck verboten.

Edelsteine und edles Gestein.

Von Julius Stinde.

Seit einiger Zeit ist Amerika um einen Edelstein reicher geworden, der noch theurer als der Diamant bezahlt wird, zumal in größeren, schön geschliffenen Exemplaren. Dieser Edelstein wurde zuerst nahe der Stadt Alexander am French Broad-River auf einem Ausläufer des Blue Ridge gefunden, und es ist bis jetzt noch nicht gelungen, ihn auch an anderen Orten zu entdecken. Seine Farbe ist die des Smaragds, nur heller und lebhafter, als das bekannte Grün des orientalischen Smaragds der alten Welt, den der neue Stein außerdem durch Glanz, Feuer, Durchsichtigkeit und reines Wasser übertrifft, in welchen ausgezeichneten Eigenschaften er dem Diamanten von allen Edelsteinen am nächsten stehen soll. Da die chemische Untersuchung ergab, daß in dem neuentdeckten Edelstein sich eine bedeutende Quantität des „Lithion" benannten Urstoffes befindet, so hat man ihm den Namen Lithion-Emerald gegeben, während er in wissenschaftlichen Kreisen, zu Ehren seines Entdeckers W. Hidden, „Hiddenit" heißt.

So viel mir bekannt, kam der Lithion-Smaragd nur in sehr vereinzelten Exemplaren nach Europa und blieb von dem Juwelenhandel der alten Welt gänzlich ausgeschlossen, da dieser Edelstein von den Amerikanern nicht allein seiner wunderbaren Schönheit wegen geschätzt wird, sondern ihnen aus Gründen des Nationalstolzes besonders viel gilt; denn es ist der erste kostbare Edelstein, den Amerika ganz für sich allein hat. Man kann sich darum nicht wundern, daß schön geschliffene Exemplare sich auf hundertfünfundzwanzig Dollar für das Karat stellen, und daß trotz dieses exorbitanten Preises der ohnehin geringe Vorrath geschliffener Lithion-Smaragde erschöpft ist. Am Fundorte selbst ist ebenfalls kein Vorrath, da der Ertrag der Ausbeute von einem großen Newyorker Hause auf sehr lange Zeit im Voraus bestellt wurde. Es wird uns daher nichts übrig bleiben, als auf diesen Edelstein zu verzichten und denselben den Amerikanerinnen zu überlassen, von denen sich auch nur Bevorzugtere in den Besitz der neuen Kostbarkeit setzen können.

Den minder glücklichen Liebhabern von Smaragden liefern Ceylon, der Ural und hauptsächlich Neu-Granada die erwünschte Auswahl. Da der Smaragd selten frei von Rissen ist und alsdann unter der Bezeichnung „moosig", „jardinée" minderwerthig erscheint, erzielen klare, vollkommen reine Exemplare hohe Preise, die sich, wie beim Diamanten, mit dem Gewicht und der Größe des Steines steigern.

Man hat häufig versucht, den Smaragd durch gefärbte Glasflüsse nachzuahmen; aber alle diese Imitationen, welche der Hauptsache nach aus Bleiglas bestehen, dem grünfärbende Mineral-Substanzen vor dem Schmelzen hinzugefügt werden, unterscheiden sich von den echten Steinen durch ihre geringere Härte.

Lange Zeit hindurch galt der heilige Graal, den man in Genua in der Sakristei der Kathedrale aufbewahrte, für ein aus einem einzigen Smaragd geschnittenes Gefäß; aber eine rasch auszuführende Prüfung ließ bald erkennen, daß diese Schale, deren Wunderkräfte in der Lohengrin- und Parcival-Sage eine so bedeutende Rolle spielen, aus grünem Glase besteht. Es war nur nöthig, den vermeintlichen Smaragd mit einem echten Smaragd in ähnlicher Weise zu ritzen, wie der Glaser das Fensterglas mit dem Diamanten schrammt, um es zu zerschneiden. Ein Smaragd vermag nämlich einen zweiten Smaragd nicht zu ritzen, da beide die gleiche Härte besitzen; das weichere Glas aber wird von einem Smaragd verletzt, sobald derselbe mit verhältnißmäßig geringem Drucke darüber hinweggeführt wird, und es verliert die Spur dieser Berührung nur durch sorgfältiges Schleifen und Poliren. Der heilige Graal bestand die Härte-Probe nicht; es genügte ein einziger Strich mit einem echten Smaragd, um ihm den Ruhm, dessen er sich Jahrhunderte hindurch erfreute, zu nehmen.

Die Härte ist eine der hervorragendsten Eigenschaften der Edelsteine; denn durch sie allein bewahrt der Stein seine Schönheit, welche ihm durch den Schliff ertheilt wurde. Erst nachdem die Kunst des Schleifers sich an ihm bethätigte, entwickelt ein Edelstein seine ganze Pracht; nur dann dringt das Licht in ihn hinein, um von den geschliffenen Flächen farbig wieder zurückgestrahlt zu werden und dem betrachtenden Auge die Gluthen zuzuschleudern, in welche der Stein den Lichtstrahl verwandelt.

Die Alten nannten den Stein, welchen wir heute Rubin nennen, Carbunculus, was so viel bedeutet, als eine kleine Kohle, und sie fabelten von ihm, daß er im Dunklen hell leuchte. Man setzte den goldenen Schlangen, welche als Armbänder oder Ringe getragen wurden, Rubine statt der Augen ein, und von dem Ringe Andwaranaut, den Loge den Nibelungen raubte, und welcher Göttern und Menschen Noth und Leid brachte, heißt es, daß er einer kleinen Schlange geglichen habe, deren Augen Karfunkelsteine waren, woran man den Ring alsbald erkannte.

Etliche Schlangen haben eine rothglänzende Iris, und wenn das Thier erregt ist, funkeln seine Augen wie Rubine in unheimlichem Glanze; daher fand man es schon in frühesten Zeiten für angebracht, dem schlangennachahmenden Goldschmuck rothleuchtende Edelsteine als Augen einzusetzen. Auch wurde die Wirkung des Schlangenblickes auf den feurigen Glanz übertragen, der dem Rubin entströmt, und so ward der Edelstein zum Mittelpunkte vieler Sagen. Es hieß, der Karfunkel könne den Menschen bezaubern und an sich locken, wie eine Giftschlange den Vogel, und der böse Feind kaufe die Seelen der Menschen oft für einen Karfunkel, der auch die Eigenschaft haben sollte, unsichtbar zu machen. Wenngleich der böse Feind nicht mehr umgeht, wie in den Märchen und Sagen, so ist der Zauber der Edelsteine dennoch geblieben; denn gar oft gelang es, Menschen, welche das Gold nicht zu verlocken vermochte, mit Hülfe der Edelsteine vom rechten Wege abzulenken; und wenn man sieht, wie bei höfischen, politischen und sonstigen Intriguen Edelsteine so oft eine hervorragende Rolle spielten, wenn es galt, Recht in Unrecht zu verkehren oder den Leidenschaften verschlossene Thüren zu öffnen, so könnte man versucht sein, eine dämonische Macht anzunehmen, welche den glänzenden Steinen innewohnt, nach deren Besitz ebenso toll gejagt wird, wie nach demjenigen von Macht und Ruhm.

Indem die geschliffenen Steine das Licht, welches sie empfangen, brechen und zurückstrahlen, ändert sich ihr eigenes Aussehen mit der kleinsten Bewegung der sie tragenden Person, und durch diesen Wechsel zwischen Hell und Dunkel, Aufleuchten und Ermatten, gewinnen sie den Anschein des Lebens und gleichen dem Auge, dessen Ausdruck ja auch mit der jeweiligen Stimmung wechselt, wie das Lichtspiel des Edelsteines mit der Aenderung der Beleuchtung. Die Edda kennt sogar Edelsteine, die der Schmied Wölunder aus den Augen zweier Königskinder gebildet haben soll, woraus auf das Deutlichste hervorgeht, daß von jeher eine Aehnlichkeit zwischen dem Blick des Auges und dem Glanz der Edelsteine angenommen wurde; und da noch heutzutage die Poeten die Augen mit Demanten, Saphiren und anderen lichtbrechenden Mineralien vergleichen, ohne deshalb kritische Vorwürfe zu erhalten, dürfen auch wir um so eher bei diesen Analogieen verweilen, als das Auge im Grunde genommen nichts ist, als ein lichtbrechender Apparat, dessen Krystall-Linse klar ist, wie das Wasser.

Sobald sich das Auge trübt, verschwindet sein Zauber, und ganz ebenso verhält es sich mit dem Edelstein. Wird ihm die feine Politur genommen, so erscheint er matt und glanzlos, und deshalb werden jene Steine am höchsten geschätzt, welche ihren Schliff, ihren Glanz und ihre Durchsichtigkeit beim Tragen nicht verlieren, sondern den Reiz des Licht- und Farbenspieles unverändert bewahren. Da der Diamant der härteste Körper ist, den wir kennen, so steht er oben an in der Reihe der Edelsteine, obgleich er eigentlich kein Stein, sondern krystallisirte Kohle ist und unter geeigneten Vorkehrungen ebensogut verbrannt werden kann, wie seine Aschenbrödel-Schwester, die schwarze Steinkohle. Mit dem Diamanten kann man sämmtliche Körper ritzen, und da er um ein Bedeutendes härter als Granit ist, so bedient man sich zum Durchbohren von Felsen diamantbesetzter Bohrmaschinen, mittelst welcher in kurzer Zeit tiefe Sprenglöcher in das härteste Gestein hineingearbeitet werden können. Ohne Hülfe der Diamanten wären weder der Tunnel des Mont Cenis noch der des St. Gotthard so rasch fertig gestellt worden, wie es der Fall war.

Wegen seiner Härte kann der Diamant nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden; außerdem wird Diamantstaub zum Schleifen der meisten übrigen Edelsteine angewendet, weil er sie sämmtlich angreift und von Unebenheiten befreit.

Nach Farbe und Feuer schätzt der Juwelier die Diamanten ab, wenn sie in den Grenzen bescheidener Größe bleiben, da mit der Zunahme dieser der Werth des Diamanten sich in steigendem Verhältniß vervielfacht. Man bestimmt seine Schwere, so wie die anderer Edelsteine, nach dem Karat-Gewicht. Letzteres ist nicht in allen Ländern gleich. Der Name dieses Gewichtes stammt von einer indischen Bohnenart, welche Kuara, d. i. Sonne, heißt, weil ihre Blumen und Früchte eine goldgelbe Farbe haben. In Afrika wog man zuerst das Gold mit den Fruchtkörnern der Kuara-Pflanze, da sie nach dem Trocknen fast immer genau dasselbe Gewicht besitzen, und bediente sich ihrer später auch in Indien beim Abwiegen der Diamanten. Eine Kuara-Bohne wiegt etwa so viel, wie ein Weizenkorn.

Es wurde vielfach versucht, Diamanten nachzuahmen, und man hat vorzügliche Imitationen erlangt. Die sogenannten Simili-Diamanten brechen das Licht fast ebenso stark, wie der echte Diamant, und da dieselben in gute Silber- und Goldfassungen gethan werden, machen sie, so lange sie neu sind, den Eindruck wirklicher Diamanten, obgleich sie aus Bleiglas bestehen und eigentlich nicht viel mehr werth sind, als der für das Schmelzen der Masse und das Schleifen ausgegebene Arbeitslohn. Wegen ihrer Billigkeit eignen sich die Simili vorzüglich zu Theater-, Maskeraden- und Ballschmuck, wenn es mehr auf den Effect der Erscheinung, als auf die Echtheit ankommt. Thautropfen aus Simili-Diamanten, welche auf Blumen und Blättern angebracht wurden, sehen im hell erleuchteten Festsaale ebenso schön aus, als wären es echte Steine, und schon allein die Sorge um die wirklichen Brillanten, welche an einem Kostüm vertheilt angebracht werden, ist ein so unangenehmer Gefährte, daß der falsche Diamant des Oefteren vorzuziehen sein dürfte.

Es giebt keinen Edelstein, den die moderne Industrie nicht, mehr oder minder täuschend, aus Glasfluß nachzuahmen vermöchte. In der Imitation von Perlen hat man es sogar so weit gebracht, daß die künstlichen Perlen von echten nur von Kennern ersten Ranges unterschieden werden und überdies das natürliche Product an Dauerhaftigkeit übertreffen. Die imitirten Edelsteine erreichen jedoch nicht die Härte der echten, und daher kommt es, daß sie bei längerem Gebrauche blind werden, d. h. sich mit Schrammen und Rissen bedecken, wodurch der Glanz verloren geht, den ihnen sorgfältige Politur verliehen hatte. Das Licht wird nur noch theilweise reflectirt; der Stein verliert sein Feuer und sieht neben dem echten Edelstein, den er anfangs mit Glück copirte, wie ein ertappter Betrüger aus. Allerdings vermag erneute Politur ihm den gewohnten Glanz und das alte Feuer wieder zu geben, aber dieselben sind ebenfalls nicht von Bestand, während der echte Edelstein, selbst wenn er in Staub und Sand verloren geht, seine Tugenden behält, an denen er stets wieder erkannt wird, und die ihm wieder zur berechtigten Erhöhung aus der vorübergehenden Erniedrigung verhelfen.

Vor einigen Jahren ist es jedoch einem englischen Chemiker, Herrn Hannay, gelungen, indem er Leuchtgas, Wasserdampf und Magnesium-Metall in ein eiserners Rohr sperrte und dasselbe bis zur Rothgluth erhitzte, bei der Abkühlung dieser im Feuer aufeinander gehetzten Verbindungen, den in dem Leuchtgas enthaltenen Kohlenstoff in krystallisirter Form zu gewinnen. Da krystallisirter Kohlenstoff Diamant ist, so haben Herrn Hannay's Experimente thatsächlich erwiesen, daß echte Diamanten auf künstlichem Wege hergestellt werden können.

Daß nun trotz dieser epochemachenden Versuche die Diamanten noch nicht um den hunderttausendsten Theil ihres Preises gesunken sind, das hat seinen Grund in den Schwierigkeiten der Herstellung. Sehr häufig platzten die dicken, schmiedeeisernen Röhren auseinander, in denen die Materialien zur Diamantenbildung dem Feuer ausgesetzt wurden, und wenn das Experiment glücklich zu Ende geführt werden konnte, dann waren die erhaltenen Krystalle so klein, daß sie unter dem Vergrößerungsglase betrachtet werden mußten. Allerdings war es nicht Herrn Hannay's Absicht, eine Diamanten-Fabrik anzulegen, sondern es kam ihm darauf an, die bis dahin räthselhafte Entstehung des Diamanten zu ergründen, und der Lösung dieses Geheimnisses ist der ausgezeichnete Gelehrte durch seine kostspieligen und gefährlichen Experimente in der That näher gekommen, indem er bewies, daß Diamanten unter Bedingungen entstehen, die der Mensch, wenn auch unter Schwierigkeiten, herbeiführen kann; und deshalb ist die Voraussetzung, daß es noch einmal gelingen möge, auch große Diamanten im Laboratorium des Chemikers herzustellen, keineswegs als allzu phantastisch abzuweisen. Die Technik und die Chemie haben schon manche scheinbare Unmöglichkeiten in bewundernswerthe Möglichkeiten verwandelt, und wer weiß, ob nicht noch die Zeit kommt, da die echten Edelsteine ebenso billig und gewöhnlich sein werden, wie heute die Rubinen, Topase und Amethyste aus Glas.

Was aber dann? Dann wird nicht mehr der Geldwerth des Steines in Betracht kommen, sondern die Kunst, mit welcher er verarbeitet wurde, wie dies schon früher der Fall war. Den Ring des Polykrates, dessen Kostbarkeit noch in unserer Zeit gerühmt wird, zierte kein unerschwinglicher Diamant, kein Lithion-Emerald, kein Karfunkel, sondern ein Onyx, in den Künstlerhand eine Figur gegraben hatte. Wir können daher ruhig sein, denn es giebt noch ein Etwas, das selbst unscheinbarem Materiale höheren Werth verleiht. Das ist des Menschen Geist, der in heiligem Kunstgefühl erglüht und irdischem Stoffe dauerndes Leben einhaucht.

Verschiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Waise. Von M. Liebermann. Siehe das Bild, Seite 320. — Tod und Leben, wie nahe sind sie beisammen! Die Stunde, die dem Kindlein das Leben geschenkt, brachte der Mutter den frühen Tod. Fast war es ein Gefühl des Zornes, das der verzweifelte Vater wider die mutterlose Waise empfand, und vieler Tage bedurfte es, bis der wilde, verzehrende Schmerz dem stillen Grame und der Erkenntniß wich, daß die theure Entschlafene ja fortlebe in einem anderen Wesen. Und heiße Reue überkam ihn über das, was er im Irrwahn der Verzweiflung gesündigt, und mit doppelter Liebe, mit einer Liebe, welche zugleich die Verklärte und ihr zartes Vermächtniß umfaßte, schloß er das Kindlein an sein Herz. Er ist ein Mann, der in harter Arbeit das tägliche Brod gewinnen muß, und die Stunden der Muße sind ihm spärlich zugezählt. Sauer genug fällt es ihm, den größten Theil des Tages das Kleine fremder Wartung zu überlassen, aber Noth ist ein eisern Gebot. Und weilt es nicht dennoch immer um ihn, das süße Geschöpf, was und wo er auch zu schaffen habe? Schwebt es nicht immer vor ihm, das rosige Antlitz, aus dem ihm zwei große, klare Augen entgegen lachen, — ihre Augen, die es einst ihm angethan; — und muß er nicht bisweilen plötzlich inne halten in der Arbeit, weil er meint, wieder das liebe, süße Lallen gehört zu haben? Wenn das Tagewerk vollendet ist, wird dieses Trugbild zu schöner Wirklichkeit. Sehnsüchtiges Verlangen beflügelt seinen Schritt zur niedrigen Hütte; dem Eintretenden strecken sich unter frohem Jauchzen zwei dralle Aermchen entgegen, und mag der Vater noch so sehr ermüdet sein, nicht anders als an seiner Brust mag der kleine Tyrann entschlummern. Der Vater aber, —

Er denkt an die entschwund'ne Zeit
Mit wehmuthsvoller Zärtlichkeit.
Und eine Thrän' aus Herzensgrund
Fällt ihm auf seines Kindes Mund;
Schnell küßt er ihm die Thräne ab
Und wiegt es leise auf und ab.

(Bauernfeld.)

Literarisches. — Wilhelm Jordan, der als Lyriker, Epiker und Dramatiker hoch gefeierte Poet, hat seine Hand nun auch nach dem Lorbeer ausgestreckt, welcher dem Romandichter blüht; es steht indessen zu fürchten, daß ihm diese Zierde nicht unter allgemeinem Beifall zu Theil werden wird. Nicht als ob „Die Sebalds" (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, 2 Bde., geb. M. 12), kein echtes Kunstwerk wäre; im Gegentheil, von der rein poetischen Seite betrachtet, wird der Roman überall die gerechte Würdigung finden. Aber es ist ein Tendenz-Roman, welcher einerseits die Darwin'sche Weltanschauung mit dem Christenthum in Vereinbarung zu bringen sucht und andererseits einer Verbrüderung der verschiedenen Religionen das Wort redet. Der Gedanke an sich ist ja sehr schön, aber seine Ausführung, — der evangelische Pfarrer, freilich einer der freiesten Richtung, heirathet eine getaufte Jüdin, und sein materialistisch angehauchter Bruder eine gläubige Katholikin, — befremdet doch in mancher Beziehung. Dabei hat der Autor nicht einmal Licht und Schatten gerecht vertheilt. Während auf die Bekenner des liberalen Protestantismus alles Licht fällt und selbst das starre Judenthum einen edlen Vertreter findet, ist die evangelische Orthodoxie durch einen engherzigen Pedanten und der strenge Katholicismus durch einen Jesuiten repräsentirt, welcher Kinder stehlen läßt! Aber über die Mängel der Dichtung wollen wir die Schönheiten nicht vergessen. Mag man mit den Anschauungen des Autors auch nicht durchweg einverstanden sein, seine religiös-philosophischen Deductionen gewähren dem denkenden Leser doch mannigfache Anregung; freilich unterbrechen sie bisweilen allzulange die Handlung, dafür aber gewinnt dieselbe an anderen Stellen hohen poetischen Reiz, und selbst die der „Spannung" Bedürftigen finden ihre volle Befriedigung. In dieser Beziehung sind besonders jene Kapitel zu erwähnen, welche sich auf nordamerikanischem Boden abspielen und ihren Höhepunkt in der Beschreibung des Schiffsunterganges haben, nicht zu vergessen die ungemein packende Schilderung der Rettung Hildegards durch Ulrich Sebald. Noch einmal: es wird nicht viele Leser geben, die nicht gegen diesen oder jenen Theil des Inhaltes Widerspruch erheben möchten; aber ohne hohes Interesse wird sich Niemand in das gedankenreiche, von edelster Sprache getragene Werk vertiefen.

* * *

In prächtigem Festgewande bietet sich uns „Dreizehnlinden", das herrliche Epos von F. W. Weber, dar (Paderborn, Schöningh, geb. M. 6,80). Der Dichter hatte sich, so weit wir wissen, vor Erscheinen dieses Buches nur durch einige Uebersetzungen fremdsprachiger Poeten bekannt gemacht, und gleich mit dieser ersten selbständigen Schöpfung errang er einen wahrhaft unerhörten Erfolg. In kaum sieben Jahren erlebte das Poem vierundzwanzig Auflagen, und jetzt liegt diese fünfundzwanzigste, die Jubel-Ausgabe, vor. Nur zu häufig erhält man Gelegenheit, über den Beifall, den die Werke dieses oder jenes Mode-Poeten bei dem großen Publicum finden, den Kopf zu schütteln, und man muß sich mit dem Gedanken trösten, daß Moden eben kommen und vergehen; aber von diesem Gefühle kann hier nicht die Rede sein, denn wir haben ein echtes Kunstwerk vor uns, das einen dauernden, kostbaren Besitz der deutschen Literatur bildet. Auf den Inhalt des Epos näher einzugehen, ist nicht nöthig; denn es giebt unter den Gebildeten wohl nur wenige, welche diese markige, von aller weichlichen Sentimentalität weit entfernte und doch so innig zarte Dichtung nicht gelesen haben. Aber es genügt nicht, die Perlen unserer nationalen Poesie blos zu kennen; man muß sie auch sein eigen nennen, um sich jeder Zeit wieder von Neuem an ihrem Glanze erfreuen zu können. Deshalb sei diese Jubel-Ausgabe, die auch in vorzüglichem Stiche das Portrait des Dichters vorführt, den Leserinnen angelegentlichst empfohlen.

* * *

Die Sitte, eine Familien-Chronik zu führen, wurde im deutschen Hause seit langer Zeit nur noch wenig geübt; man begnügte sich, in die der Prachtbibel vorgehefteten Blätter die wichtigsten Ereignisse einzutragen, und auch dieser Gebrauch war keineswegs mehr allgemein verbreitet. Seit einigen Jahren ist indessen die alte, schöne Sitte wieder in Aufnahme gekommen, und sie noch mehr zu beleben, erscheint ein vor uns liegender stattlicher Band trefflich geeignet. Diese „Familien-Chronik" (Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur, M. 18) ist ein Muster gediegener Eleganz. Mit vorzüglichem Papier verbindet sich ein solider Einband, dessen oberer Deckel antike Relief-Pressung zeigt, während das Titelblatt den Stil der altdeutschen Buchmalerei imitirt. Das Ganze ist so gediegen ausgeführt, wie es sich für ein Buch schickt, das auch für den Gebrauch von Kind und Kindeskind berechnet ist. — Einem ähnlichen Zweck entspricht das von R. Herrosé in Wittenberg herausgegebene „Hochzeits-Album" (geb. M. 7). Mit einem schönen Titelblatte nach Ludwig Richter geschmückt, enthält dasselbe sinnige Sprüche und Gedichte, die auf das Eheleben Bezug haben, und hierauf eine größere Anzahl leerer Blätter, welche das junge Ehepaar und seine Freunde mit ihren Aufzeichnungen füllen können. Auch hier ist die Ausstattung recht geschmackvoll.

E. S.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Von dem Aufenthalte der Kronprinzessin Victoria in Lugano wird ein hübsches Anekdötchen erzählt. Nachdem die hohe Frau mit ihren drei Töchtern im Hotel Belleville eingetroffen war, durchschritt sie, wie suchend umherblickend, die für sie reservirten Räume. Der Wirth, welcher voller Unruhe ihren Blicken gefolgt war, faßte endlich den Muth, zu fragen, was Ihre kaiserliche Hoheit vermisse. „Das unentbehrlichste Stück für eine Behausung, in welcher drei junge Mädchen etliche Wochen wohnen sollen", gab die Kronprinzessin zur Antwort. Mit stummer Geberde wies darauf der Wirth auf die hohen Pfeilerspiegel, doch die hohe Frau sagte lächelnd: „Spiegel führen wir zur Noth in unseren Reise-Necessaires mit uns, allein eine Nähmaschine müssen Sie uns besorgen; ich möchte nicht, daß meine Töchter aus der Uebung gerathen."

— Erst jetzt ist es bekannt geworden, daß zu Gustav Richter's berühmtem Bildniß der Königin Luise eine junge Dame der preußischen Aristokratie als Modell gedient hat, und zwar die Freiin Josephine von Ziegler und Klipphausen, welche sich kürzlich mit dem Grafen Heinrich von Keyserlingk-Neustadt verlobte. Als der Künstler den Auftrag erhielt, das Bildniß zu malen, machte Kaiser Wilhelm ihn auf die frappante Aehnlichkeit der Freiin Josephine von Ziegler mit seiner verewigten Mutter aufmerksam. Der Künstler hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Dame aufzusuchen, die es sich natürlich zur hohen Ehre schätzte, zu dem Bildniß zu sitzen. Die Portrait-Aehnlichkeit ist eine so große, daß auf den zahlreich aushängenden Photographien des berühmten Bildes in der Königin oft die genannte Dame erkannt worden ist; am meisten war aber der von einer längeren Reise nach Deutschland zurückkehrende Bruder der Freiin von Ziegler überrascht, als er seine Schwester als Königin Luise in einem Schaufenster erblickte. Erst später erfuhr er, daß es wirklich ihr Abbild sei.

— Frau Minona Frieb-Blumauer wurde vom Kaiser Wilhelm zum Ehrenmitgliede des königlichen Schauspielhauses ernannt, — die erste Auszeichnung dieser Art, die einem Mitgliede der Berliner Hofbühne zu Theil geworden ist. Seit mehr als fünfzig Jahren gehört die Künstlerin zu den Zierden des deutschen Theaters, und wenn mit jener Ernennung eine Dispensation von den weniger hervorragenden Rollen verbunden wurde, so ist diese Schonung ihrer immer noch bedeutenden, von wenigen Schauspielerinnen erreichten Darstellungskunst dankbar anzuerkennen.

München. — Ueber eine Separat-Vorstellung, welche Charlotte Wolter, die berühmte Tragödin des Wiener Burgtheaters, vor König Ludwig von Baiern gegeben, berichtet ein Mitarbeiter des Pariser „Figaro" nach einer Unterredung, die er mit der Künstlerin gehabt. Ursprünglich war für die Vorstellung Sardou's „Theodora" vorgesehen, aber da Frau Wolter diese Rolle noch nicht einstudirt hatte, so wurde „Narziß" gewählt. Ueber die Aufführung nun, die auf Mitternacht angesetzt war, lassen wir nach dem genannten Blatte Frau Wolter selbst reden: „Um halb zwölf Uhr waren die Schauspieler auf der Bühne versammelt. Es herrschte absolutes Schweigen; die Theater-Arbeiter trugen Filzschuhe. Durch das Guckloch im Vorhange sah man nur das erleuchtete Proscenium; der Zuschauerraum war vollkommen finster. Punkt zwölf Uhr ertönte ein Glockenzeichen: der König verläßt seinen Palast und begiebt sich durch einen Corridor, der in dämmerigem Halbdunkel bleibt, nach seiner großen Loge. Ein zweites Glockenzeichen kündigt des Königs Eintritt in die Loge an, und sofort rollt der Vorhang in die Höhe. Als der Vorhang aufgezogen war, überfiel mich zwischen den Coulissen, wo Niemand zu sprechen wagte, ein nervöses Zittern. Wie sollte ich vor diesem leeren und finsteren Saale spielen? Endlich betrat ich die Scene. Ich, die ich gewohnt bin, vor gedrängt vollen Häusern zu spielen, sah mich nun dem Nichts gegenüber. Ich strengte mich vergebens an, durch die Finsterniß hindurch selbst nur die Umrisse meines einzigen Zuschauers wahrzunehmen. Nichts! Es fehlte mir der zwischen dem Publicum und den Künstlern bestehende elektrische Contact. Zum ersten Male befand ich mich in einer so abenteuerlichen Lage, und es bedurfte großen Muthes, um nicht den Kopf zu verlieren. Was mich aufrecht erhielt, war der Gedanke, daß der unsichtbare Zuschauer wirklich einen großen künstlerischen Sinn besitzt, und daß, durch alle Phantastereien hindurch, auf dem Grunde seiner Seele wahre Leidenschaft für meine Kunst lebt. Dieser Gedanke schmeichelte mir und beruhigte mich zugleich. Ich wußte, daß der König mich nicht aus den Augen ließ, daß er in seiner Loge saß, in vollständiger Sammlung und Aufmerksamkeit und so tief versunken, daß er selbst den Athem zurückhielt, um nicht seine Anwesenheit zu verrathen, und um sich nicht selbst zu stören. Dies Alles war mir neu und fremd. Es schien mir, als spielte ich meine Rolle im Traume, und ich glaube, daß ich sie nie in so fieberhafter Stimmung spielte. Was mich einigermaßen aus der Fassung brachte, war der Umstand, daß der unsichtbare König am Schlusse des Actes kein Zeichen des Beifalls gab. Allein man bequemt sich so rasch selbst den ungewohntesten Eindrücken an, daß ich ihm für sein Stillschweigen Dank wußte. Man hat über die Neigung des Königs, ausschließlich für seine Person Schauspiele aufführen zu lassen, viel gespöttelt, aber ich muß gestehen, daß ich sie vollkommen begreife. Der König hält in dieser Weise Alles fern, was den Künstler und den Zuhörer stören kann. Es giebt da keine laut gesprochenen kritisirenden Bemerkungen, kein Klappern der Sitze, kein Fächerschwirren; nichts ist vorhanden, als das dramatische Werk, die Darsteller desselben und der einzige Zuschauer, den wir so sehr in die Welt der Illusion versetzen, daß er die Dichtung für Wahrheit hält. Ich möchte, offen gestanden, nicht immer unter solchen Umständen spielen; allein es ist mir lieb, daß ich auch diese Probe durchmachte, denn sie hat mir meine Kunst von einer neuen Seite gezeigt.

„Als gegen vier Uhr Morgens der letzte Act zu Ende und der Vorhang gefallen war, befahl man uns, bewegungslos auf der Bühne zu bleiben, damit der König nicht gestört werde. Er pflegt nämlich noch einige Zeit lang in der Loge zu beiben und über das Gesehene nachzusinnen, wie Jemand, dem es Mühe kostet, wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren. Endlich belehrte uns ein Glockenzeichen, daß Se. Majestät das Theater verlassen habe, und daß wir frei seien. Bald darauf erhielt ich den Besuch des Kammerherrn, der mir von Seiten des Königs ein ungeheures Bouquet und einen Schmuck überbrachte. Ich bat den Kammerherrn, daß er den Ausdruck meiner Dankbarkeit Sr. Majestät überbringen möge; allein er antwortete, es sei üblich, daß die Künstler dem Könige schriftlich danken. Ich war zum Umfallen müde und entgegnete daher, daß ich am nächsten Morgen die Ehre haben würde, Sr. Majestät zu schreiben. Darauf erwiderte der alte Herr, man dürfe den König nicht warten lassen; Se. Majestät erwarte das Dankschreiben zur festgesetzten Stunde; übrigens werde er die Ehre haben, mir den Brief in der durch das Hof-Ceremoniell vorgeschriebenen Form zu dictiren. Ich fügte mich, und um fünf Uhr Morgens konnte ich endlich in meine Wohnung zurückkehren. Ich habe den König weder vor, noch während, noch nach der Vorstellung gesehen; er kreuzte meine künstlerische Laufbahn, wie ein unsichtbarer Schatten. Selbst in diesem Augenblicke frage ich mich noch, ob das Alles auch wahr sei, und ob ich nicht einen Traum erzähle."

Wien. — Die kaiserlichen Lustschlösser in der Umgebung der österreichischen Hauptstadt sind um ein neues bereichert worden, das Jagdschloß der Kaiserin Elisabeth. Es liegt in dem großartigen Wildpark, der sich westwärts von Wien viele Stunden weit erstreckt und seit langer Zeit als ausgezeichnetes Jagdterrain von unserem Hofe benutzt wird. Die erste Idee zu dem Aufbau des Schlosses rührt von der Kaiserin selbst her; Hofarchitekt Baron Hasenauer hat die Ausführung besorgt, während die innere Einrichtung ein Werk unserer hervorragendsten Künstler und Kunst-Industriellen ist. Der Bau wurde in einem Zeitraume von mehr als zwei Jahren aufgeführt, und die Kosten sollen sich auf ungefähr drei Millionen Gulden belaufen. Das Schloß, mitten im Park auf einer Lichtung gelegen und im prunkhaften Renaissance-Stil gehalten, bildet ein mit mehrfachen Vorsprüngen versehenes Viereck, das an der einen Façaden-Ecke ein spitz zulaufender Aussichtsthurm, an der anderen ein kuppelartiger Vorbau abschließt. Die Hauptfaçade blickt auf einen geräumigen Hof, der von zwei Dienstgebäuden flankirt ist, welche mit dem Hauptgebäude durch Laubengänge zusammenhängen. Im Erdgeschoß befinden sich zwei Zimmer der Hofdamen, die Gemächer der Erzherzogin Valerie und ein weitläufiger, mit pyrenäischem Marmor bekleideter Saal, der als Familien-Speisezimmer gedacht ist. Prächtige Flügelthüren führen von hier auf eine Terrasse, mit einer Fontaine in der Mitte und kleinen Marmor-Gallerien zu beiden Seiten. Zu Füßen der Terrasse dehnt sich ein Blumenparterre, und darüber hinaus schweift der Blick über malerische Landschaftsbilder, Jagdhäuschen, stille Weiher und grüne Wiesen bis zu dunklen, sich endlos hinziehenden Waldpartien. Ueber eine dreigliederige weiße Marmortreppe gelangt man vom Parterre in das erste Stockwerk, in welchem die Gemächer des Kaisers und seiner Gemahlin liegen. Diejenigen der Kaiserin bestehen aus Entrée, Schlafzimmer, Boudoir, Arbeitszimmer und Salon. Der Plafond des Entrées, von Hiseler gemalt, zeigt den blauen Himmel mit schwirrenden Vögeln. Einzig in seiner Art ist das Schlafzimmer, zu dessen künstlerischer Einrichtung noch Hans Makart den Plan entworfen hat. Die Decke schmückt ein Gemälde von Professor Berger: Luna mit Amoretten. Die Kehlfüllungen und die Festons, die sich darunter schlingen, hat Charlemont gemalt; die prächtigen Genien und Amoretten, die zwischen leuchtenden Farbenbouquets sich schwingen, rühren wieder von Berger her. Maler Huber hat die Titania-Sage versinnlicht. Ein von Professor Eisenmenger gemaltes pompejanisches Zimmer dient als Turn- und Fechtzimmer. Ein großer, mit Mahagoni verkleideter Salon verbindet die Gemächer der Kaiserin mit denen des Kaisers. Hier, wie in allen anderen Räumen finden sich Kamine aus weißem oder vielfarbigem Marmor vor; von den Plafonds schweben Kronleuchter aus Bronze und Krystall; die Beleuchtung geschieht durchweg mit elektrischem Lichte. Telephon- und Telegraphenleitungen durchziehen das ganze Haus wie die Nebengebäude und erstrecken sich bis Schönbrunn und Mauer. Ein zweites Stockwerk, das sich zur einen Hälfte über dem Hauptgebäude erhebt, bietet dem kaiserlichen Gefolge Unterkunft, während das eigentliche Dienstpersonal in einem, den Hofraum nach der Rückseite abschließenden einstöckigen Hause seine Quartiere hat. Von den beiden Seitengebäuden dient das eine als Wirthschaftshaus, das andere enthält die Stallungen für Jagd- und Wagenpferde und in der Mitte eine kuppelgekrönte, reizend ausgeführte Reitschule.

Paris. — Für die Wahlen zum französischen Abgeordnetenhause ist von dem Comité, welches für die Frauenrechte agitirt, eine größere Anzahl von Candidatinnen aufgestellt worden. Eine hervorragende Stellung unter diesen nimmt Fräulein Marie Deraismes ein, die Herausgeberin des in Pontoise erscheinenden Blattes „Le Républicain de Seine et Oise". Diese Dame ist keineswegs, wie man wohl annehmen könnte, eine politische Gesinnungsgenossin von Louise Michel, die gleichfalls unter den Candidatinnen figurirt; vielmehr tritt sie lediglich für die politische und sociale Gleichberechtigung der Frauen ein, ist aber sonst eine Gegnerin der Communards. Das ist sehr erklärlich, da Fräulein Deraismes eine Rente von etwa hunderttausend Francs besitzt, die sie mit Niemand theilen will. Ueberhaupt wird der Dame, welche siebenunddreißig Jahre zählt, große Sparsamkeit nachgerühmt; selbst für das Hauptorgan der Frauen-Emancipation, „Le Droit des Femmes", giebt sie nur einen geringen Beitrag, für den sie außerdem noch die entsprechende Anzahl von Exemplaren verlangt; ja, man erzählt sich, daß zu der Zeit, da sie in Paris Vorträge hielt, ihre eigenen Dienstboten, wenn sie ihre Herrin hätten hören wollen, das Eintrittsgeld bezahlen mußten. Ihr Blatt verwaltet Fräulein Deraismes mit großem Geschick; bereits nach zweijährigem Bestehen deckte dasselbe die Begründungskosten, und gegenwärtig bildet es im Departement Seine et Oise eine Macht, mit welcher die Politiker zu rechnen haben. — Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß Louise Michel bereits an dem zweiten Bande ihrer Memoiren, deren erster in diesem Monat erscheinen soll, arbeitet. Außerdem schreibt sie an einem Roman und ist mit der Sichtung ihrer Poesien beschäftigt, die demnächst gesammelt herausgegeben werden sollen.

— Sarah Bernhardt ist durch den Impresario Grau für eine Gastspielreise durch Nord- und Südamerika engagirt worden. Die Künstlerin hat sich verpflichtet, in der Zeit vom 1. Mai 1886 bis zum 30. April 1887 wenigstens zweihundertfünfundzwanzig Vorstellungen zu geben, und für jede derselben ist ihr ein Honorar von zweitausend Francs zugesichert worden; außerdem erhält sie ein Drittel der täglichen Reineinnahme. Sie wird also ihre Schulden, die sich noch immer auf 750,000 Francs belaufen, gänzlich tilgen können und noch eine ansehnliche Summe übrig behalten, vorausgesetzt nur, daß es ihr gelingt, die anstrengende Tour durchzuführen, und daß nicht etwa, — wie das ja gerade in Amerika nicht selten ist, — der Impresario zahlungsunfähig wird. Derselbe Unternehmer ist gegenwärtig mit Madame Judic auf einer Rundreise durch die Vereinigten Staaten begriffen. Die Dame ist für sechs Monate engagirt; für jedes Auftreten sind ihr achtzehnhundert Francs und ebenfalls ein Drittel des Reinertrages zugesichert. Für dieses Gastspiel, das Ende September in Newyork beginnen sollte, hat Madame Judic in Paris, bei der bekannten Madame Rodrigues, nicht weniger denn fünfundvierzig neue Toiletten anfertigen lassen.

London. — Vor einigen Monaten berichteten wir, daß das Denkmal der heldenmüthigen Grace Darling auf dem Friedhofe zu Bamborough zu verfallen gedroht habe, und daß ein Aufruf zur Erneuerung des Monumentes erlassen worden sei. Derselbe hatte einen so günstigen Erfolg, daß das restaurirte Denkmal vor Kurzem feierlich enthüllt werden konnte. Auch ein schönes gemaltes Fenster ist, nach englischer Sitte, zu ihrem Andenken in der Kirche von Bamborough gestiftet worden. Man wird sich erinnern, daß das kühne junge Mädchen im Jahre 1838 mit ihrem Vater, einem Leuchtthurmwächter, während eines furchtbaren Sturmes eine große Anzahl Matrosen des untergehenden Schiffes „Forfarshire" rettete. Einige Jahre darauf verstorben, lebt Grace Darling in Sang und Lied ihres Volkes fort, als eine der edelsten Heldinnen aller Zeiten. Nach jener glorreichen That entbot die Königin Victoria, damals selbst ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, Grace Darling zu sich, ließ sie zwischen sich und ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, an der königlichen Tafel speisen und hing ihr beim Abschiede eine goldene Kette mit Uhr um den Hals. Man erzählt, daß sie sich auf die Hand des Mädchens niedergebeugt und dieselbe geküßt habe.

— Auf der internationalen Ausstellung der Erfindungen, die gegenwärtig in Süd-Kensington zu sehen ist, befinden sich einige interessante Antiquitäten, die einst berühmten Frauen gehört haben. So ein Harpsichord oder Clavecin, welches Eigenthum der Königin Christine von Schweden gewesen; die Laute und das Spinett, auf welchen Königin Elisabeth von England gespielt; ferner eine Guitarre, die einst für Madame Malibran, die große Sängerin, angefertigt worden.

Newyork. — Im Alter von fünfundfünfzig Jahren verstarb zu San Francisco Mistreß Helen Hunt-Jackson, eine durch ihre schriftstellerischen Arbeiten und ihre philanthropischen Bestrebungen rühmlichst bekannte Dame. Die Tochter eines Professors an der Neuengland Universität, verheirathete sie sich mit dem Ingenieur Hunt und begleitete denselben zehn Jahre lang auf allen Streifzügen, die er in Ausübung seines Berufes unternahm. Nachdem die Familie sich in Newport niedergelassen, begann sie sich dem literarischen Berufe zu widmen, schrieb Gedichte, Novellen und

nationalökonomische Aufsätze. Besonders verdient aber machte sie sich durch ihre unermüdliche Thätigkeit zu Gunsten der von einem grausamen Ausbeutungssystem verfolgten, in „Reservation“ befindlichen Indianer. In zahlreichen Artikeln schilderte sie die Nothlage der armen, halbcivilisirten, von gewissenlosen Agenten ausgeplünderten Rothhäute, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Regierung sich zu energischem Einschreiten bequemen mußte. Schließlich wurde sie selbst zum Regierungs-Commissar für Kalifornien ernannt und wirkte in diesem Amte als uneigennützige Freundin des rothen Mannes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom October 1785.

Nach einem Stiche von Riepenhausen im „Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1785“.

* * *

Aus den unseren Leserinnen schon vom Vorjahre her bekannten Filzstumpen, — den flachen oder trichterförmigen Filztheilen, welche zu Hutformen gepreßt werden, — fertigt man für die Jugend äußerst kleidsame Baretts. Dieselben erhalten zur Stütze des Außenrandes nur einen der Kopfweite entsprechenden Bügel aus Draht und Gaze eingelegt; darüber wird der Filz in tiefe, reiche Falten zusammengeschoben, sodaß der mittlere Theil zipfelartig rückwärts oder zur Seite herüber fällt. Als Garnitur ist einzig ein Federstutz zulässig. Dem Kleide entsprechende Tuch- und Lodengewebe lassen sich gleichfalls zur Anfertigung derartiger Baretts verwenden. (Bezugsquelle: B. Dorgel, W, Mohrenstr. 49.)

* * *

Im Allgemeinen besteht das Kostüm der Jägerinnen aus kurzem Faltenrock und eng anschließender Taille, beides aus kräftigem Loden. Unsere Abbildung zeigt in Bezug auf den Stoff ein etwas eleganteres Jagdkostüm, wenn die angedeuteten Grundzüge darin auch festgehalten sind. Den eingereihten Faltenrock aus dunkelbraunem Wollenstoff mit eingewebten dunkleren Sammetstreifen vervollständigt eine Jackentaille aus einfarbigem Tuch, deren langer, mit Plüsch gefütterter Schoß breit umgelegt ist. Die Taille öffnet sich über einer Weste aus naturfarbenem Leder oder gelblichem Tuch. Spielhahn-Federn schmücken den hohen, braunen Filzhut. Handschuhe aus weichem Leder.

* * *

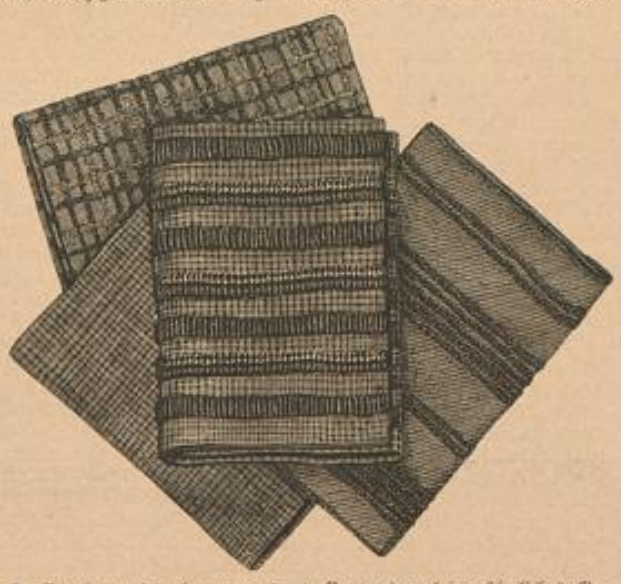
Eine lebhafte Erinnerung an die früheren Taschentuchkleider bilden die Toiletten aus Plaid-Tüchern in dem echt winterlich weichen und langhaarigen Lama-Gewebe. Zwei solche, je im Quadrat 140 Cmt. großen Tücher geben ein hübsches Tunika-Arrangement und Taille (siehe die Abb. 12 und 29 der technischen Nummer). Die einzelnen Draperie-Theile müssen geschickt so eingerichtet sein, daß Franzen-Abschluß und Randborten gleich als Besatz dienen können. Rock und etwaige Garnitur-Theile der Taille wählt man am besten von Sammet oder Plüsch. (Bezugsquelle: A. Falk jun., W, Jägerstr. 27a.)

* * *

Apartere Hüte, als sie in diesem Winter zur Erscheinung kommen werden, hat uns die Mode noch nie gebracht. Der eigenartige Reiz liegt weniger in den Formen, welche alle nur Variationen der bisherigen sind, als im Material. So überspannte man den 15 Ctm. hohen Kopf eines Filzhutes mit einem feinmaschigen Filetnetz aus gleichfarbiger Cordonnet-Seide. Ein anderer Hut zeigt den Kopf ganz aus golddurchwirkter, ½ Ctm. breiter schwarzer Litze genäht und den Ansatz der einzelnen Reihen durch eine feine Chenille-Schnur gedeckt; die Krempe erhält dazu eine glatte oder gepufste Sammetbekleidung. Auch die so beliebten Holzperlen haben sich in den Dienst der Hüte gestellt. Selbstverständlich verlangt solch ein Gitterwerk aus auf Draht gereihten Perlen ein Seidenfutter und ebenso eine volle Spitzen- oder Stoffrüsche um den unteren Rand. Eine Garnitur-Schleife und Bindebänder vervollständigen das Ganze. (Bezugsquelle: E. Kirchhoff, W, Jägerstr. 25.)

* * *

Aus der Menge der winterlichen Kleiderstoffe heben sich die gestreiften als diejenigen hervor, welche der Saison ihr besonderes Gepräge geben. Alles, was früher in das Bereich der Besätze gehörte, findet sich in ihnen als Streifenmuster eingewirkt. Nachstehend veranschaulichen wir einige, von der Firma J. A. Heese, W, Leipziger Str. 87, eingesandte Proben. Der Grund dieser



Stoffproben zeigt ein canevas-, tressen- oder leinenähnliches Gefüge, letzteres von einer groben, rauhen Textur, die von farbigen Einzelfäden und Reihen seidenartiger Löckchen durchkreuzt wird. Den Canevasgrund durchziehen in fingerbreiten Abständen ebenso breite Sammetstreifen, welche, abwechselnd bunt und mit dem Grunde gleichfarbig, in der Quere fein gereifelt sind. Dieser Stoff wird „Skanor“ genannt. Unter der alten Bezeichnung „Diagonal“ führt sich das neue, tressenartige Gewebe ein, dessen Streifen aus unregelmäßigen oder ganz dichten, den Krimmer nachahmenden Schlingen bestehen. Zu dieser letzteren Gattung gehört außer dem entsprechenden glatten Gewebe, welches die gemusterten stets begleitet, ein ganz und gar mit Schlingen bedecktes Fabrikat, welches zum Paletot bestimmt ist, sodaß sich aus den drei zusammengehörigen Stoffarten ein abwechselungsreiches und doch einheitliches Kostüm zusammenstellen läßt. Grün, Oliv, Braun und Marineblau sind die gebräuchlichsten Farben für die letzteren Stoffe.

* * *

Der Festzug, welcher in Kremsier zu Ehren des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich veranstaltet wurde, erregte besonderes Interesse durch die Vorführung einer Bauernhochzeit. Auf dem ersten, von sechs Pferden gezogenen Hochzeitswagen saßen auf langen Bänken die Brautjungfern mit prächtigen Goldhauben und goldenen Aehren als Haarschmuck, die rothen Kleider reich mit Goldflittern besetzt, Perlenschnüre oder Münzen um den Hals. In der Mitte thronte auf erhöhtem Sitze die Braut. Ihr mit Goldflittern bedeckter Kopf ragte über Alle hervor; eine mächtige Halskrause, dem alten spanischen Stile ähnelnd, umrahmte den Hals, sodaß man kaum die Züge des Mädchens erkennen konnte; ein goldgestücktes Mieder umgab die Taille, und kurze, bauschige Aermel umschlossen die Arme. Dann folgte der vierspännige Wagen mit den Brautmüttern, die vor sich einen radförmigen Hochzeitskuchen hielten. Der dritte Hochzeitswagen, viel größer als der erste, bot vierzig Bauernmädchen Platz, welche in ihren Kostümen die Trachten früherer Epochen zur Anschauung brachten.

Bei dem Empfange des russischen Kaiserpaares trug die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich eine braune Spitzen-Toilette mit Atlas-Ueberwurf; dazu ein anschließendes, mit Pelz verbrämtes Sammetjäckchen. Ein goldschillerndes Hütchen, gelb und braun garnirt, und ein brauner Sonnenschirm vervollständigten die Toilette. Die Kaiserin von Rußland erschien in einer lila Atlasrobe mit hellrosa Garnitur und einem ebensolchen Hütchen. Die Großfürstin Wladimir hatte eine crèmefarbene, reich mit Spitzen ausgestattete Toilette mit einem Unterkleid aus meergrünem Atlas gewählt, als Ohrgehänge haselnußgroße Perlen. Bei der Theater-Vorstellung am Abend erschien die Czarewna in weißer Spitzen-Toilette mit ausgeschnittener Taille. Um den Hals trug sie eine achtreihige Perlenschnur, außerdem ein großes Diamanten-Collier. Die Kaiserin Elisabeth hatte ein hochgeschlossenes, pfirsichblüthenfarbenes Kleid, die Großfürstin Wladimir ein blaues Kleid mit weißem Spitzenüberwurf angelegt.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der gehäkelten Körbchen, welche zur Zeit unserer Großmütter so beliebt waren, wird sich noch manche Leserin aus der Nummer vom 13. December 1880 erinnern, wo die winzigen Dinger als Spielzeug dargestellt waren. Dennoch zögern wir nicht, diese hübsche Arbeit mit Rücksicht auf die neuerdings wiedererwachte Vorliebe für Häkelarbeiten aller Arten wiederum als etwas Neues vorzuführen. Die Körbchen werden in beliebiger Form aus kräftiger weißer oder farbiger Baumwolle in einfacher Musterung gehäkelt und alsdann durch Ueberstreichen mit Schellack gefestigt. Der Schellack ist in Spiritus aufzulösen und kann noch durch eine Beimischung von Farbe, Gold- oder Silberstaub gefärbt werden. Während des mehrmaligen Ueberstreichens und allmäligen Steifwerdens der Häkelarbeit läßt sich hier und dort der Form noch nachhelfen. Am einfachsten sind die runden, flachen Körbe herzustellen; sie bestehen aus einer glatten Rundung, die bei dem Ueberstreichen über die Außenseite eines Tellers gespannt werden kann. Unsere 5 Cent. tiefe Vorlage mißt 30 Cent. im Durchmesser. (Bezugsquelle: Gebr. Schüller, Nachf. P. Geipel, W, Markgrafenstr. 61.)

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

I.

Suppe von rothen Rüben (Polnisches Original-Recept) . . . . . Recept **1107.**
Croquettes von Eiern . . . . . Recept **1108.**
Karpfen, blau gekocht, dazu Salzkartoffeln und Butter.
Roastbeef, mit verschiedenen Gemüsen garnirt.
Lammschnitten mit Kräutersauce . . . . Recepte **1109** u. **1110.**
Gebratene Rebhühner, dazu Linsen-Purée.
Kaffee-Crème . . . . . Recept **1111.**
Baumtorte, dazu verschiedene feine Compotes.
Gefrorenes von Citrone.
Obst.

II.

Rindfleisch-Suppe mit Klößchen.
Hecht mit Weinsauce . . . . . Recepte **1112** u. **1113.**
Rindfleisch (das Suppenfleisch) mit Meerrettig-Sauce.
Kohlrüben-Auflauf mit Pökelfleisch. (Esthländisches Original-Recept) . . . . . Recept **1114.**
Hasenbraten mit Aepfel-Compote.
Liqueur-Gelée.
Butter, Brod und Käse.
Weintrauben.

III.

Suppe Julienne.
Fleisch-Pudding . . . . . Recept **1115.**
Zander in Sauerkraut.
Krammetsvögel, an kleinen Spießen gebraten. Salat.
Birnen-Compote . . . . . Recept **1116.**
Nachtisch.

IV.

Kartoffelsuppe.
Entenbraten mit Wirsing und Kartoffeln . . . Recept **1117.**
Ofenbrei. (Esthländisches Original-Recept) . . . Recept **1118.**
Obst.

Recepte.

1107. Suppe von rothen Rüben. Man legt ¾ Kilo in Stücke gebrochenes Schwarzbrod in einen Steintopf, gießt 1½ Liter kochendes Wasser dazu, deckt den Topf fest zu und stellt das Ganze zum Säuern an einen warmen Ort. Nach drei Tagen ist die Säuerung vor sich gegangen. Nun kocht man von 1½ Kilo Rindfleisch und einigen Marknochen eine kräftige Bouillon, welche, sobald sie fertig ist, zur Seite des Feuers gerückt wird, wo sie, ohne weiter zu kochen, recht heiß bleiben muß. Inzwischen hatte man rothe Rüben gar gekocht und mit der Hand abgestreift; diese werden erst in Stückchen geschnitten, mit einem Holzkeulchen zerrieben und durch ein leinenes Tuch gepreßt. Der so gewonnene Saft wird in die heiße Suppe, auf 1 Liter derselben ¼ Liter Saft, gegossen, worauf auch das Brodwasser, ebenfalls durch ein Tuch gepreßt, in gleichem Verhältniß in die Suppe gethan wird. Gleichzeitig läßt man in einer kleinen Casserole 300 Gr. frische Bratwurst, einige kleine Zwiebeln und eine Handvoll Pilze in weißem Kochwein gar

kochen, nimmt alsdann die Wurst aus der Weinbrühe und gießt letztere durch ein feines Sieb ebenfalls in die Suppe. Hierauf bereitet man einen feinen, sehr elastischen Nudelteig, rollt ihn blattdünn aus, sticht runde Plättchen davon ab, legt auf die Mitte eines jeden ein Häufchen von fein, wie Gräupchen, geschnittenen rothen Rüben, klappt darüber die Plättchen zu halbrunder Form zusammen, drückt die Außenränder fest aneinander und kocht sie hiernach in gesalzenem, siedendem Wasser gar. Wenn dies geschehen ist, hebt man die Nudeln mit einer Schaumkelle aus der Wasserbrühe, legt sie in die erwärmte Suppenterrine zu der in feine Scheibchen geschnittenen Bratwurst und gießt nun die Suppe, welche man im letzten Augenblicke nochmals, unter fleißigem Rühren, ohne zu kochen, recht heiß werden ließ, durch ein feines Sieb darüber. Die Suppe und die Nudeln müssen gleichzeitig fertig sein, und zwar im Augenblicke des Anrichtens, weil die Nudeln sonst trocken und hart werden, auch zusammenfallen und an gutem Ansehen verlieren.

1108. Croquettes von Eiern. Von 100 Gr. Butter und 45 Gr. feinem Weizenmehl macht man eine gelbliche Mehlschwitze, verrührt sie mit ½ Liter süßer Sahne recht glatt, würzt das Ganze mit gestoßenem Pfeffer und Salz, läßt es unter stetigem Rühren aufkochen, — während welcher Zeit man einen Eßlöffel kräftige Fleischbrühe oder Braten-Jus dazu giebt, — liirt die Sauce darauf mit zwei Eidottern und streicht sie durch ein feines Sieb. Inzwischen hatte man eine Kalbsmilch in Fleischbrühe weich gedünstet, auch sechs Eier hart gekocht und darnach erkalten lassen, um nun Beides, Eier wie Kalbsmilch, grobwürflig zu schneiden und mit der fertigen, sehr dick erscheinenden Sauce zu vermischen. Das Ganze wird hierauf, ungefähr 2 Cent. dick, auf eine flache Schüssel gestrichen und bis zum anderen Tage an einen sehr kalten Ort gestellt. Kurz vor dem Backen schneidet man aus der nun steif gewordenen Masse daumenlange und daumendicke Streifchen und rollt diese rasch auf einem mit gestoßenem Zwieback bestreuten Brettchen zu kleinen Würstchen, welche dann in geschlagenem Ei und fein geriebener Semmelkrume panirt und hierauf, in vorher erhitztem Backfett schwimmend, schön braun gebacken werden. Man richtet die Croquettes, mit gebackener Petersilie garnirt, auf einer erwärmten Serviette an und servirt sie recht heiß.

1109. Lammschnitten mit Kräutersauce. Vom Carré eines Lammes schneidet man reichlich 1 Cent. dicke Schnitten, bestreut sie auf beiden Seiten nach Geschmack mit Pfeffer und Salz, läßt sie so ein wenig stehen und brät sie dann auf einem Bratrost oder in einer trockenen, vorher auf der heißen Maschinenplatte stark erhitzten Eierkuchen-Pfanne, bei stetigem Umwenden, ohne aber hineinzustechen, auf beiden Seiten hellbraun. Im Augenblicke des Anrichtens streut man etwas Cayenne-Pfeffer, doch nur sehr wenig, auf die Schnittchen und servirt sie mit der folgenden Sauce.

1110. Kräutersauce. ¼ Liter weißer Wein, ¼ Liter gute Bouillon und zwei Eßlöffel feinstes Olivenöl thut man in eine kleine Casserole und läßt es zusammen bis zur Hälfte einkochen. Dann giebt man einen Theelöffel fein gewiegten Estragon, ebensoviel Schnittlauch und ½ Theelöffel grüne Petersilie, sowie auch einige Schalotten, Alles fein gewiegt, dazu, thut hierauf das nöthige Salz daran und liirt die Sauce mit zwei bis drei Eidottern. Dieselbe muß nun leicht gebunden, aber ja nicht dick sein.

1111. Kaffee-Crême. Von 100 Gr. frisch gebranntem, gutem Kaffee filtrirt man 1½ Obertasse voll so langsam, daß er nur eben tropft. Sodann löst man 30 Gr. weiße Gelatine mit einer Obertasse voll kochendem Wasser auf und gießt diese durch ein loses leinenes Tuch zu dem Kaffee, um hiernach das Ganze mit Zucker zu versüßen, es auch durch Rühren gut zu vereinigen und dann kalt zu stellen. Hierauf schlägt man 1 Liter dicke Schlagsahne zu festem Schaum und gießt, unter fortgesetztem Schlagen, den nun ganz kühl gewordenen, aber noch vollkommen fließenden Kaffee fadendünn in den Sahnenschaum. Wenn dies geschehen und die Crême gut gemischt und durchweg schäumig ist, thut man sie in eine passende Glasschale und läßt sie, auf Eis gestellt, völlig erkalten. Man kann die Crême auch in eine mit Mandelöl ausgestrichene Form schütten, darnach auf Eis kalt werden lassen und sie beim Anrichten, kurz vor dem Serviren, auf eine flache Schüssel stürzen.

1112. Hecht mit Weinsauce. Nachdem man einen recht großen Hecht geschlachtet und ausgenommen hat, legt man ihn ungeschuppt auf den Einleger eines Fischkessels und mit diesem auf eine große, flache Schüssel, gießt dann, damit er schön blau wird, eine reichliche Obertasse kochenden Essig darüber und läßt ihn vorläufig so stehen. Nun läßt man in dem Fischkessel ungefähr 3—4 Liter Wasser, 4 Zwiebeln, 4 Lorbeerblätter, einen Theelöffel Pfefferkörner, 90 Gr. Salz und 70 Gr. Butter zusammen kochen und legt, sobald es lebhaft wallt, den Einsetzer, mit dem Hecht darauf, hinein. Wenn der Fisch zu kochen beginnt, zieht man ihn zur Seite des Feuers, wo er, nur eben kribbelnd, gar werden muß. Mit der folgenden Weinsauce, welche extra dazu servirt wird, schmeckt der Hecht vorzüglich.

1113. Weinsauce. Eine weiße, von 120 Gr. Butter und 3 Eßlöffeln Mehl bereitete Mehlschwitze wird mit ½ Liter Fleischbrühe klar verrührt und der Saft einer Citrone, ein kleines Stückchen fein abgeschälte Citronenschale, 4 ausgewässerte und danach sehr fein gehackte Sardellen und eine Schalotte dazu gethan. Dies Alles wird zusammen 3 Minuten lang gekocht und darauf durch ein Sieb gestrichen. Wenn die durchgestrichene Saucenmasse unter stetem Umrühren erkaltet ist, giebt man, das Rühren fortsetzend, reichlich ¼ Flasche weißen Wein, 1 Eßlöffel feinen Mostrich, eine Messerspitze Zucker, ebensoviel gestoßenen, weißen Pfeffer und 5 Eidotter dazu und stellt das Ganze mit der Casserole, worin es angerührt ist, in ein kochendes Wasserbad, um die Sauce hierin mit einem Schneebesen heiß, aber ja nicht kochend, und durchweg schäumig zu schlagen. Sollte die Sauce zu dick erscheinen, so kann man von dem Wasser, worin der Hecht gekocht ist, etwas darunter schlagen.

(Schluß in nächster Nummer.)

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

Englische Hochzeitsgebräuche (308). — Die englischen Hochzeitsgebräuche sind sehr verschieden von den unsrigen, und um der „deutschen Braut" Gelegenheit zu geben, dieselben mit denjenigen bei ihrer eigenen Hochzeit zu vergleichen, seien hier die hauptsächlichsten erwähnt. In England bezeichnen die Titel „bride" (Braut) und „bridegroom" (Bräutigam) auch gleich „junge Frau" und „junger Ehemann", und unsere deutschen Wörter Braut und Bräutigam sind gar schwierig wiederzugeben und auch ihrem Sinne nach bei Vorstellungen u. s. w. durchaus ungebräuchlich. They are engaged, — sie sind versprochen, — das genügt, wenn man von ihnen redet. Der Bräutigam sorgt in den allermeisten Fällen für die Einrichtung des jungen Haushalts, die Braut eigentlich nur für ihre Leibwäsche und Toiletten. Der Hochzeitstag wird, wie bei uns, von der Braut oder deren Eltern bestimmt; die Poesie und die Scherze des Polterabends existiren nicht in England, auch nicht der poetische, vielbesungene Myrtenkranz unserer Bräute. Nur in den höheren Gesellschaftskreisen trägt die Braut Schleier und Kranzgewinde, letzteres aus Orangenblüthen bestehend, mitunter mit Myrtenzweigen, in Schottland mit dem glückbringenden weißen Haidekraut gemischt. In bürgerlichen Verhältnissen trägt die Braut einen Capotehut, mit weißem Schleier und einem Zweige Orangenblüthen oder anderen weißen Blüthen geschmückt, dazu, je nach Stand oder Vermögen, ein helleres oder dunkleres, seidenes oder wollenes Kleid. Der Bräutigam, auch in vornehmen Kreisen, trägt hellgraue Beinkleider, geschlossenen, schwarzen Gehrock, Cravate nach Belieben und hellgraue Handschuhe. Die Hochzeiten finden in der Kirche statt, fast durchgehends vor zwölf Uhr Mittags; ist eine andere Zeit durchaus nothwendig, so bedarf es einer besonderen Erlaubniß, wie auch eine solche nothwendig ist, wenn das Aufgebot, bans, nicht dreimal in der Kirche erfolgt. Bei diesem sonntäglichen dreimaligen Aufgebot wendet sich der Geistliche auch an die Gemeinde mit den Worten: „Wenn Einer unter Euch irgendwelche Ursache oder gerechte Verhinderung weiß oder kennt, warum diese Beiden nicht in den heiligen Ehestand treten können, so möge er es hiermit kundgeben."

Die Braut hat nur Brautjungfern, meistens Verwandte derselben, darunter oft auch kleine Mädchen bis zu sechs Jahren herunter. Der Bräutigam ist von seinem „best man" begleitet, eine Art Bräutigamsdiener, der ihm zur Seite steht und eine Art Ceremonienmeister und Toastmeister abgiebt. Die Braut wird, wie es bei der Hochzeits-Ceremonie des Geistlichen heißt, „fortgegeben", von ihrem sie begleitenden nächsten Anverwandten. Darauf nimmt der Bräutigam, auf Anordnung des Geistlichen, die Braut mit seiner rechten Hand bei ihrer Rechten und spricht dem Geistlichen vor dem Altare die Worte nach, die auch bei unseren Hochzeits-Ceremonien gebraucht werden: daß er die Frau in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und in Krankheit, in Armuth wie in Reichthum haben und behalten wolle u. s. w.; sodann findet dieselbe Ceremonie mit der Braut dem Bräutigam gegenüber statt, worauf der Geistliche den Ehering, den in England nur die Frauen tragen, dem Bräutigam übergiebt, der den Ring der Braut auf den vierten Finger der linken Hand steckt und dem Geistlichen die Worte nachspricht: „Mit diesem Ring nehme ich Dich zum Ehegemahl; mit meinem Körper verehre ich Dich, und mit allen meinen weltlichen Gütern statte ich Dich aus, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Gebete und der einhundertachtundzwanzigste oder der siebenundsechzigste Psalm schließen die Ceremonie; eine eigentliche „Traurede", wie wir sie haben, giebt es in England nicht. Braut und Bräutigam, jetzt wirklich bride und bridegroom, und die Zeugen zeichnen darauf ihre Namen in's Kirchenbuch ein.

Die Glocken läuten eine fröhliche Hochzeitsweise, und wenn das junge Paar aus der Kirche kommt, werfen Bekannte und Freunde ihnen einige Händevoll Reis nach, was Segen und Reichthum bedeuten soll, und alte Schuhe, die „Glück" bedeuten. Vielleicht hat diese eigenthümliche Sitte, die bei Hoch und Niedrig gebräuchlich ist, ihren Ursprung in dem zehnten Verse des sechzigsten Psalms, in welchem es heißt: „Meinen Schuh strecke ich über Edom" oder, wie es in der englischen Uebersetzung heißt: „Over Edom will I cast out my shoe", über Edom will ich meinen Schuh auswerfen. Weithin tönt das fröhliche Glockengeläute. Nun findet das Hochzeits-Frühstück statt, bei welchem warme und kalte Getränke, warme und kalte Speisen gebräuchlich sind, der Hochzeitskuchen aber, der die Mitte der Tafel einnimmt, die Hauptrolle spielt. Er muß von außen ganz weiß sein, durch Zuckerüberguß; ferner ist er mit weißen Blumen und Hochzeits-Emblemen geschmückt. In den hohen und höchsten Gesellschaftskreisen hat der Kuchen oft eine Höhe von sechs Fuß, wiegt ein bis anderthalb Centner und kostet bis an dreihundert Mark oder noch mehr. Der eigentliche Hochzeitskuchen, bride-cake, der auch öfter in diesen Blättern seinem inneren Gehalt nach beschrieben ist, bildet den Kern des Aufbaues. Die Braut schneidet ihn an, d. h. sägt durch den Zuckerguß und Mandel-Zuckerguß, der unserem Marzipan ähnlich ist, mit einer kleinen silbernen Säge, legt die Stückchen Kuchen vor und läßt Bröckelchen davon durch ihren Ring gleiten, die dann, sorgfältig verpackt, an Freundinnen gegeben werden, damit sie von dem „Zukünftigen" träumen. In den meisten Familien wird ein Stück des Kuchens Jahre lang aufbewahrt und ein Stückchen davon an der Wiederkehr des Hochzeitstages gegessen. In kleinen Städten und auf dem Lande wirft man Haselnüsse und erhitztes Kupfergeld unter die Kinder und Bursche vor dem Hochzeitshause, und Lärm und Geschrei lustigster Art entsteht unter den nach solchem „Glück" Suchenden. Tischreden und Gesundheitstrinken giebt es die Hülle und Fülle, aber keine Musik, kein Brautkranz-Abtanzen, kein Frauenhäubchen, wie bei uns. Andere Länder, andere Sitten!

Ein alter „best man".

Polyhymnia. — Grand prix de Rome heißt der Staatspreis für Compositions-Schüler des Pariser Conservatoriums deshalb, weil dem Gewinner ein Stipendium für einen vierjährigen Studien-Aufenthalt in Italien zufällt. Auch am Brüsseler Conservatorium giebt es einen solchen Preis.

T. L. in M. — Wie vermöchten wir Rath zu ertheilen zur Beseitigung eines Uebels, dem gegenüber die Aerzte nicht zu rathen wissen? Uebrigens sind, wie schon häufig von uns betont worden, Fragen der Kosmetik (Schönheitspflege) von der Behandlung in unserer Briefmappe ausgeschlossen.

K. v. S. — Leider nicht verwendbar. Wir haben die Manuscripte unter der bezeichneten Adresse, poste restante, abgesandt.

F. B. in Augsburg. — Nur ein Rechtsanwalt wird über solche Fragen richtige Auskunft ertheilen können.

Neuigkeiten der Literatur.

Russische Plaudereien. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. von Drygalski. Leipzig, Unflad. M. 3.

Sehr interessante Charakter- und Sittenschilderungen, die freilich das russische Gesellschafts- und Volksleben in wenig günstigem Lichte erscheinen lassen. Die Frische der Darstellung spricht ungemein an, doch verkehrt sich der Humor oft in ätzende Satire.

Ein Genzianenstrauß. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen. Zur Feier der hundertjährigen Mode der Schweizerreisen mitgetheilt von Herman Semmig. Leipzig, Peterson. M. 5.

Der Herausgeber führt theils Autoren vor, die in Deutschland nicht bekannt geworden sind, theils belebt er von Neuem die Skizzen älterer Poeten, welche die großartige Natur verherrlicht haben. Den Freunden der Schweiz wird das liebevoll zusammengetragene Werk eine sehr willkommene Gabe sein.

Die Pflege des gesunden und kranken Kindes von Dr. Adolf Baginsky. 3. umgearbeitete Auflage von „Wohl und Leid des Kindes." Mit 15 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Enke. M. 3.

Vollständiges Lehr- und Hülfsbuch zum Selbstunterricht für Damen in der Herstellung einer guten Toilette. Nach der Methode Anna Schober. Wien, Winkler. M. 4.

Die Bäder und klimatischen Kurorte Deutschlands von Dr. med. Th. Gsell-Fels. I. Abtheilung: Die Bäder des Schwarzwaldes und des Rheins. Zürich, Schmidt. Geb. M. 5.

Zur geneigten Beachtung.

Die nächste Nummer wird in drei Wochen ausgegeben. — Da unsere Zeitung vierteljährlich bekanntlich sechsmal in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheint, das Vierteljahr aber dreizehn Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr einmal ein Zwischenraum von drei Wochen bis zum Erscheinen der nächsten Nummer. Auf das hierdurch herbeigeführte spätere Erscheinen der nächsten Nummer machen wir hiermit besonders aufmerksam.

Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung" erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe"; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen,

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung" ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einspaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Operngasse 3.

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 321.

L. C. Busch in Berlin W, Friedrichstr. 71.

Trophäe in schwarzem Eisenguß. Preis M. 82.

Auf keiner Damentoilette

sollte das am englischen Hofe eingeführte berühmte Schönheitsmittel **Queen Victoria Alabaster Teint** fehlen. Es befreit die Haut von allem Unreinen, macht sie weiß und klar und giebt dem Teint jugendliche Frische und zarte Weiße. **Aerztlich geprüft.** 1 Flacons 2 Mark. Verpackung 25 Pf. gegen Einzahlung oder Nachnahme. **O. Meischner, Dresden, Serrestr. 4.**

Jede Dame ist

im Stande **altdeutsche gepunzte Lederarbeiten** als schöne Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke herzustellen. **Werkzeugkästen** mit Anleitung und Vorlagen hierzu Preis M. 10. — und M. 14. — versendet **Gustav Fritzsche,** Königl. Hoflieferant, **Leipzig.** Preisverzeichnisse franco und gratis.

Musterbücher für weibliche Handarbeit.
Neue Folge.
Herausgegeben von Frieda Lipperheide.

Zweiter Band.
Die Smyrna-Arbeit.
Von Frieda Lipperheide und Clara Marggraff.

Erschienen ist soeben Lieferung 2 mit 20 Illustrationen. Dieselbe enthält: Schluß des Abschnittes „Technik", die Abschnitte „Alte Plüsch- oder Schlingenstich-Stickerei", „Plüsch-Kreuzstich-Stickerei" und „Plüsch-Steppstich-Stickerei", ferner 2 in Farbendruck ausgeführte Mustertafeln mit 12 Mustern.

Preis Mk. 1,20 oder 72 Kreuzer.

Das Werk erscheint in etwa 6 Lieferungen in eleganter Ausstattung, im Umfange von je 8 reich illustrirten Seiten und 2 in Farbendruck ausgeführten Mustertafeln. Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von Mk. 1,30 oder 78 Kreuzer frei unter Kreuzband bezogen werden. Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Soeben erschien:
Neue ärztliche Studien in der Frauenkleidung
von Dr. med. HASSE.
Mit Abbildungen. Preis 1 M.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Louis Heuser's Verlag, Neuwied a/Rh.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft *G. Zechmeyer, Nürnberg.*

Bereits in 4. Auflage ersch:
Das Buch der guten Lebensart.
Ein Rathgeber für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben
von F. Jozewicz
4 M. 50 Pf.
In Prachtband 6 M. 3 fl. 60 ö. W.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch direct portofrei vom Verleger A. Spaarmann in Oberhausen a/Ruhr
Prospecte, Kritiken gratis u. franco.

Damentuche,
feinste Specialitäten, glatt und geripvt, neueste Farben, versendet jedes Maaß zu billigen Fabrikpreisen. Muster franco.
Paul Krappe in Leisnig i. Sachsen.

J. Link, Spitzen-Manufactur
Berlin, Jägerstraße 23.
Größtes Lager sämmtl. Spitzen u. Spitzenartikel. Aecht und Imitation. Spitzenconfection. Spitzenwäsche. Ausbesserung. Application.

Ganz vorzüglich gute neue
Bettfedern
sehr daunig, leicht und weich, für nur **M. 1.60** das Pfund, versendet zollfrei gegen Nachnahme (nicht unter 9 Pfund)
Harry Unna in Altona.
Umtausch gestattet, Wiederverk. Rabatt.

Illustrirte Zeitung.

Aus den Urtheilen der Presse:

Ein Rückblick auf die jüngsten Leistungen der nunmehr über vierzig Jahre bestehenden leipziger „Illustrirten Zeitung" zeigt, daß diese Zeitung, nach wie vor, an der Spitze aller illustrirten Journale steht, daß die Redaction sich ihrer Aufgabe, die Zeitgeschichte in Wort und Bild getreu festzuhalten, wohl bewußt ist und im Verein mit vorzüglichen künstlerischen und literarischen Kräften durchzuführen weiß.

Die „Illustrirte Zeitung" hat sich seit einiger Zeit zu einer Neuerung entschlossen, welche dem altrenommirten Blatte sicher eine große Anzahl neuer Freunde und, worauf jene Neuerung abzielt, Freundinnen gewinnen wird. In der mit großem Geschick redigirten Abtheilung „Frauenzeitung" erscheinen jetzt kleine, in jeder Nummer abgeschlossene Erzählungen von den besten deutschen Autoren.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 24 Folioseiten.

Abonnements auf die Illustrirte Zeitung
werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie bei der Unterzeichneten zum vierteljährlichen Abonnementspreise von 7 Mark angenommen.

Expedition der Illustrirten Zeitung in Leipzig.
Filiale: Berlin, W, Mohrenstraße 63/64.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt

nebst seinen **4 werthvollen Beiblättern**

Illustr. Witzblatt „ULK", in erweitertem Umfange,

Belletrist. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** Feuilleton. Beiblatt **„Der Zeitgeist"**

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft",

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit u. Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt"** sind: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt. — Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. — Special-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Special-Telegramme.** — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags. Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. — Vollständige Ziehungslisten der Preußischen Lotterie, sowie Ausloosung der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte. — Militärische und Sport-Nachrichten. — Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. — Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige und wohlgesichtete **Tages-Neuigkeiten** aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. — Interessante **Gerichtsverhandlungen.** — **Theater, Litteratur, Kunst** und **Wissenschaft** werden im Feuilleton des **„B. T."** in ausgedehntem Maße gepflegt, außerdem erscheinen in demselben **Romane und Novellen unserer ersten Autoren.** — Das 4. Quartal bringt eine neue interessante Novelle von

Max Ring: „Julie Eberhard",

hierauf folgt ein **höchst spannender Roman** aus der Jetztzeit von

Hermann Heiberg: „Esther's Ehe".

Der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt" beträgt für das Vierteljahr

Oktober, November und December nur 5 Mk. 25 Pf. **für alle fünf Blätter zusammen.**

Man abonnirt bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches

Durch ein **eigenes parlamentar. Büreau** ist das „Berliner Tageblatt" in der Lage, fortan den auswärtigen Abonnenten die ausführlichen

Parlamentsberichte bereits mit der Abend-Nummer

zugehen zu lassen, so daß dieselben am nächsten Vormittag in den resp. Empfangsorten eintreffen. **Probenummer gratis.**

PRACHT-EINBANDDECKEN

zur Illustrirten Frauen-Zeitung

in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach nebenstehender Original-Zeichnung. Preis M. 2,25 grün, M. 2,50 roth. Die grosse Ausgabe wird in zwei Bände gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande.

Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinter-Deckels eine Tasche mit Frosch zu fertigen, in welche sämmtliche Schnittmuster hineingesteckt werden.

Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das **Einbanddecken-Geschäft** von

Th. Knaur, Leipzig.

Verlag von **Th. Knaur** in Leipzig.

Deutsche Lyriker seit 1850.
Herausgegeb. von Dr. Emil Kneschke, in Prachtbd. mit Goldschnitt M. 4.—.
Diese neue reichhaltige Gedichtsammlung, 816 Seiten umfassend, birgt die köstlichsten Perlen der zeitgenössischen Lyrik.

In Herzensfreude und Seelenfrieden.
Klänge Deutscher Dichter, herausgegb. von K. J. Löschke, in feinster Deckenzeichnung mit Goldschnitt M. 6.—. Ein reich illustrirter Prachtband. Wer Herzensfreude sucht und Seelenfrieden pflegt und begehrt, dem bietet dieses Buch zum Freunde sich dar.

Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Henriette Davidis' Schriften:

Die Hausfrau. Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen. Nach dem Tode der Verfasserin bearbeitet von Theodore Trainer. **Zwölfte** Auflage geb. M. 4.50, eleg. mit Goldschnitt M. 5.50.
Vortreffliches Geschenk für junge Frauen.

Illustrations-Probe aus Seemann, Mythologie.

Der Beruf der Jungfrau. Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. **Achte** Auflage besorgt von Albertine Frielinghaus. Fein geb. Goldschnitt M. 3.80.
Vortreffliches Geschenk für junge Mädchen.

Puppenmutter Anna, oder wie Anna sich beschäftigt und den Puppenhaushalt führt. Nebst Geschichtchen für kleine Knaben und Mädchen. Dritte stark vermehrte Auflage, bearbeitet von Emma Heine. Mit vier Bildern von E. Kepler in Farbendruck. 1884. Preis cart. in eleg. Umschlag M. 2.50.

Puppenköchin Anna. Praktisches Kochbuch für liebe, kleine Mädchen. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. cart. M. 1.—
Vortreffliche Kinderschriften.

Im September 1885 erscheint:

Mythologie der Griechen und Römer.

Von Dr. **Otto Seemann.** Dritte unter Mitwirkung von Dr. R. Engelmann verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Broch. M. 2.70; geb. M. 3.50. Eleg. geb. mit einer Heliogravüre M. 4.50.
Vorzügliches Geschenk für Schüler der oberen Gymnasialklassen.

Vornehmste Geschenke für Hochzeit, Verlobung, Geburtstag u. s. w.

Das **Heimchen auf dem Herde.**
Von Charles Dickens.
Illustrirt von Conr. Beckmann.
Quart-Format. Reichster Prachtband.
Preis 12 Mark.

Mein Rhein!
Dichtungen von Carmen Sylva.
2. Auflage.
Mit 45 Illustrationen von E. Doepler d. J. und 20 landschaftlichen Radirungen.
Kl.-Quart-Format. Preis 10 Mark.

Heinrich Heine's **Buch der Lieder.**
Illustrirt von Paul Thumann.
Dritte Aufl. Quart-Format. Reichster Prachtband. Preis 25 Mark.
Cab.-Ausgabe. 9 Bilder ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mark.

AMOR UND PSYCHE.
Eine Dichtung v. Robert Hamerling.
Illustrirt von Paul Thumann.
Fünfte Aufl. Reichster Prachtband.
Preis 20 Mark. Cabinet-Ausg. 9 Bilder ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mark.

Frauen-Liebe und Leben.
Lieder-Cyklus v. Adalbert v. Chamisso.
Illustrirt von Paul Thumann.
Zwölfte Aufl. Quart-Format. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark.
Cabinet-Ausgabe ohne Text in eleganter Mappe. Preis 10 Mark.

Lebens-Lieder und Bilder.
Lieder-Cyklus v. Adalbert v. Chamisso.
Illustrirt von Paul Thumann.
Sechste Aufl. Quart-Format. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark.
Cabinet-Ausgabe ohne Text in eleganter Mappe. Preis 10 Mark.

Verlag von
ADOLF TITZE in LEIPZIG.

Ueber Land & Meer

beginnt soeben einen **neuen Jahrgang** in der **Monatsausgabe in Oktav.**
Jährlich 12 Hefte à 1 Mark.
Jedes Heft 25-30 Bog. stark auf's Reichste illustrirt.
Abonnements bei allen Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämtern.

Für Musik-Freunde!
Nur 20 Pf. kostet jede No. der **Musikal. Univers.-Bibliothek:** beliebte Clavierst. u. Lied. aller Zeit, u. Nation. in eleg. Ausstatg. — Verzeichn. **gr. u. fr.** durch alle Buch- u. Musikhdlgn. u. v. **R. Schmidt, Leipzig,** Gartenstr. 5.

Preis **50 Pf.** *Engelhorn's Allgemeine* Gebunden **75 Pf.**

Romanbibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zweiter Jahrgang.
Preis pro Band 50 Pf.; elegant gebunden 75 Pf.
Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.
● *Billiger als die Leihbibliothek.* ●
Der erste Band
Der Steinbruch von **Georges Ohnet**
ist soeben erschienen.
Man abonniert in allen Buchhandlungen.

Inhalt des ersten (vorigen) Jahrganges:

Ohnet, Der Hüttenbesitzer. 2 Bde.
Conway, Aus Nacht zum Licht.
Praed, Zéro.
Gréville, Wassilissa. 2 Bde.
Aidé, Vornehme Gesellschaft.
Ohnet, Gräfin Sarah. 2 Bde.
Braddon, Unter der roten Fahne.
Halévy, Abbé Constantin.
Verga, Ihr Gatte.
Reade, Ein gefährl. Geheimnis. 2 Bde.
Theuriet, Gérards Heirat.
Gréville, Dosia.
Kraszewski, Ein heroisches Weib.
Norris, Eheglück. 2 Bde.
Kielland, Schiffer Worse.
Colombi, Ein Ideal.
Conway, Dunkle Tage.
Boyesen-Spielhagen, Novellen.
Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
Delpit, Ein Mutterherz. 2 Bde.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Fürs Haus.

Praktisches Wochenblatt für alle Hausfrauen.
Herausgegeben von Clara v. Studnitz in Dresden.

1 Mark vierteljährlich. **Notariell beglaubigte Auflage: 80 000.** **Anzeigen** 10 ₰ für 10000 Abdrücke einer Zeile. Die **Beilage** von 1000 Preislisten, Prospecten, Circularen u. s. w. kostet 3 ℳ.

Probenummer gratis durch jede Buchhandlung.

Von uns kann bezogen werden:

Familien-Chronik;

ein starker Quart-Band, mit bestem Büttenpapier in hochkünstlerischem Einbande, mit antiker Reliefpressung behufs Eintragung aller Familien-Ereignisse. Titelblatt in altdeutscher Buchmalerei gemalt. Feinstes Hochzeits- resp. Familien-Geschenk. Preis M. 18; mit verschließbarem Schloß M. 20.

Allgem. Verlags-Agentur, Berlin SW, Hagelsberger Str. 43.

Enorme Preisermäßigung!
Eine ganze klassische
Bibliothek für 30 Mark!!
Schiller, 12 Bde., **Goethe,** 16 Bde., **Lessing,** 6 Bde., **Körner,** 1 Bd., **Hauff,** 2 Bde., **Shakespeare,** 12 Bde., **Homer,** 2 Bde., **Zschokke,** 3 Bde., **Kleist,** 2 Bde.
Alle diese 9 Werke in schönem **großen Format** und in sehr eleg. reich mit Geld verzierten **Einbänden** zusammen
für nur 30 Mark!
liefert unter Garantie f. **neu** u. **fehlerfrei**
Selmar Hahne's Buchhandlung
Berlin S, Prinzenstraße 54
Lagerkataloge gratis und franco.

Eltern, welche der **Erziehung ihrer Knaben** nicht selbst die nöthige Fürsorge widmen können, werden auf die Erfolge aufmerksam gemacht, welche das **Pädagogium Ostrau bei Filehne** kraft seiner Einrichtungen erzielt. Die Anstalt nimmt Zöglinge vom 8. bis 18. Jahre (am liebsten möglichst jung) a. f. und entlässt sie mit dem **Berechtigungs-Zeugnisse zum einj. Dienst,** das auszustellen sie befugt ist. Pension M. 750, für ältere Zöglinge in Special-Kursen M. 1050. Prospecte, Ref. u. Schülerverz. gratis.

Schwarze Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhändler.

Schwarzseidene Marcellines und Taffete für Roben.

Ganz Seide ohne Apprêt.

Marcelline IIa	48 c/m breit	Mk. 1.45	od. fl. —.80	ö. W. pr. mètre
Marcelline Ia	48 c/m breit	Mk. 1.75	od. fl. 1.—	ö. W. pr. mètre
Taffet S	46 c/m breit	Mk. 1.95	od. fl. 1.15	ö. W. pr. mètre
Taffet R	54 c/m breit	Mk. 2.50	od. fl. 1.45	ö. W. pr. mètre
Taffet D	60 c/m breit	Mk. 3.05	od. fl. 1.80	ö. W. pr. mètre
Taffet C	60 c/m breit	Mk. 3.50	od. fl. 2.05	ö. W. pr. mètre
Taffet B	60 c/m breit	Mk. 3.85	od. fl. 2.25	ö. W. pr. mètre
Ganz gekocht Taffet D	54 c/m breit	Mk. 3.85	od. fl. 2.25	ö. W. pr. mètre
Ganz gekocht Taffet C	60 c/m breit	Mk. 4.65	od. fl. 2.75	ö. W. pr. mètre
Ganz gekocht Taffet B	60 c/m breit	Mk. 5.45	od. fl. 3.20	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarzseidene Ripse (Failles, Grosgrains).

Persan 10	54 c/m breit	Mk. 3.45	od. fl. 2.—	ö. W. pr. mètre
Persan 8	54 c/m breit	Mk. 4.10	od. fl. 2.40	ö. W. pr. mètre
Gros noble 7	54 c/m breit	Mk. 4.90	od. fl. 2.85	ö. W. pr. mètre
Gros noble 6	54 c/m breit	Mk. 5.50	od. fl. 3.25	ö. W. pr. mètre
Cachemire E	60 c/m breit	Mk. 6.10	od. fl. 3.60	ö. W. pr. mètre
Cachemire D	60 c/m breit	Mk. 6.70	od. fl. 3.90	ö. W. pr. mètre
Cachemire C	60 c/m breit	Mk. 7.10	od. fl. 4.15	ö. W. pr. mètre
Cachemire B	60 c/m breit	Mk. 7.70	od. fl. 4.55	ö. W. pr. mètre
Cachemire A	60 c/m breit	Mk. 8.50	od. fl. 5.—	ö. W. pr. mètre
Cachemire AA	60 c/m breit	Mk. 9.45	od. fl. 5.55	ö. W. pr. mètre
Cachemire Extra	60 c/m breit	Mk. 10.80	od. fl. 6.35	ö. W. pr. mètre
Cachemire Sup.	60 c/m breit	Mk. 11.85	od. fl. 7.—	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze ganzseidene Satins de Lyon od. Satins Luxor.

(Vorderseite Atlas — Rückseite Rips.)

Satin Luxor H	48 c/m breit	Mk. 3.85	od. fl. 2.25	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor G	54 c/m breit	Mk. 4.65	od. fl. 2.75	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor F	54 c/m breit	Mk. 5.45	od. fl. 3.20	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor E	56 c/m breit	Mk. 6.25	od. fl. 3.65	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor D	56 c/m breit	Mk. 6.90	od. fl. 4.05	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor CD	56 c/m breit	Mk. 7.70	od. fl. 4.55	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor C	56 c/m breit	Mk. 8.50	od. fl. 5.—	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor B	56 c/m breit	Mk. 9.35	od. fl. 5.45	ö. W. pr. mètre
Satin Luxor A	56 c/m breit	Mk. 10.25	od. fl. 5.95	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze reinseidene Faille Française.

— Renforcirtes Ottoman-Gewebe. —

Faille Française 1	48 c/m breit	Mk. 3.85	od. fl. 2.25	ö. W. pr. mètre
Faille Française 2	56 c/m breit	Mk. 4.65	od. fl. 2.75	ö. W. pr. mètre
Faille Française 3	56 c/m breit	Mk. 5.45	od. fl. 3.20	ö. W. pr. mètre
Faille Française 4	56 c/m breit	Mk. 6.25	od. fl. 3.65	ö. W. pr. mètre
Faille Française 5	54 c/m breit	Mk. 6.25	od. fl. 3.65	ö. W. pr. mètre
Faille Française 6	56 c/m breit	Mk. 7.05	od. fl. 4.15	ö. W. pr. mètre
Faille Française 7	56 c/m breit	Mk. 7.70	od. fl. 4.55	ö. W. pr. mètre
Faille Française 8	56 c/m breit	Mk. 8.65	od. fl. 5.10	ö. W. pr. mètre
Faille Française 9	60 c/m breit	Mk. 10.25	od. fl. 5.95	ö. W. pr. mètre
Faille Française 10	60 c/m breit	Mk. 11.60	od. fl. 6.85	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarzseidene Surah (für Roben).

— Diagonal gewobene Köperseidenstoffe. —

Surah 1	54 c/m breit	Mk. 3.55	od. fl. 2.10	ö. W. pr. mètre
Surah 2	60 c/m breit	Mk. 4.50	od. fl. 2.65	ö. W. pr. mètre
Surah 3	60 c/m breit	Mk. 5.30	od. fl. 3.15	ö. W. pr. mètre
Surah 4	60 c/m breit	Mk. 6.10	od. fl. 3.60	ö. W. pr. mètre
Surah 5	60 c/m breit	Mk. 6.90	od. fl. 4.05	ö. W. pr. mètre
Surah 6	60 c/m breit	Mk. 8.20	od. fl. 4.80	ö. W. pr. mètre
Surah 7	60 c/m breit	Mk. 9.30	od. fl. 5.50	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze gemusterte Seiden-Grenadines.

Grenadine 101	54/56 c/m breit	Mk. 1.55	od. fl. —.95	ö. W. pr. mètre
Grenadine 102	56/58 c/m breit	Mk. 2.25	od. fl. 1.30	ö. W. pr. mètre
Grenadine 103	56/58 c/m breit	Mk. 2.90	od. fl. 1.70	ö. W. pr. mètre
Grenadine 104	56/58 c/m breit	Mk. 3.90	od. fl. 2.30	ö. W. pr. mètre
Grenadine 107	56/58 c/m breit	Mk. 4.95	od. fl. 2.90	ö. W. pr. mètre
Grenadine 109	56/58 c/m breit	Mk. 6.80	od. fl. 4.—	ö. W. pr. mètre
Grenadine 110	56/58 c/m breit	Mk. 8.65	od. fl. 5.10	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze halbseidene Atlasse (Satins).

Satin P	48 c/m breit	Mk. 1.25	od. fl. —.75	ö. W. pr. mètre
Satin O	48 c/m breit	Mk. 1.95	od. fl. 1.15	ö. W. pr. mètre
Satin N	48 c/m breit	Mk. 2.55	od. fl. 1.50	ö. W. pr. mètre
Satin M	48 c/m breit	Mk. 2.95	od. fl. 1.75	ö. W. pr. mètre
Satin L	48 c/m breit	Mk. 3.50	od. fl. 2.05	ö. W. pr. mètre
Satin K	48 c/m breit	Mk. 3.90	od. fl. 2.25	ö. W. pr. mètre
Satin J	56 c/m breit	Mk. 4.50	od. fl. 2.65	ö. W. pr. mètre
Satin H	56 c/m breit	Mk. 5.15	od. fl. 3.05	ö. W. pr. mètre
Satin G	56 c/m breit	Mk. 5.95	od. fl. 3.50	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze ganzseidene Atlasse (Satins Duchesse).

Satin Duchesse G	54 c/m breit	Mk. 5.90	od. fl. 3.45	ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse F	54 c/m breit	Mk. 6.75	od. fl. 3.95	ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse E	56 c/m breit	Mk. 7.70	od. fl. 4.55	ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse D	56 c/m breit	Mk. 8.50	od. fl. 5.—	ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse C	56 c/m breit	Mk. 9.45	od. fl. 5.55	ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse B	56 c/m breit	Mk. 10.90	od. fl. 6.40	ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse A	62 c/m breit	Mk. 12.40	od. fl. 7.30	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarzseidene Satins merveilleux.

Eine Seite Atlas, die andere Surah.

Satin merveilleux H	44 c/m breit	Mk. 1.90	od. fl. 1.15	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux G	44 c/m breit	Mk. 2.65	od. fl. 1.55	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux F	54 c/m breit	Mk. 3.70	od. fl. 2.20	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux E	54 c/m breit	Mk. 4.70	od. fl. 2.80	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux D	54 c/m breit	Mk. 5.30	od. fl. 3.15	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux C	56 c/m breit	Mk. 6.10	od. fl. 3.60	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux B	65 c/m breit	Mk. 6.75	od. fl. 3.95	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux A	56 c/m breit	Mk. 7.70	od. fl. 4.55	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux Extra	60 c/m breit	Mk. 8.50	od. fl. 5.—	ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux Impérial	60 c/m breit	Mk. 9.80	od. fl. 5.70	ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Für

Pelzüberzüge, Mäntel, Jaquets etc.

empfehle ich ausser den **Satins Duchesse** und **Satins Merveilleux:**

Schwarzseidene Siciliennes.

Sicilienne III	130 c/m breit	Mk. 12.40	od. fl. 7.30	ö. W. pr. mètre
Sicilienne II	130 c/m breit	Mk. 15.60	od. fl. 9.15	ö. W. pr. mètre
Sicilienne I	130 c/m breit	Mk. 18.—	od. fl. 10.60	ö. W. pr. mètre
Sicilienne Extra	130 c/m breit	Mk. 23.60	od. fl. 13.90	ö. W. pr. mètre
Sicilienne BB	130 c/m breit	Mk. 28.—	od. fl. 16.45	ö. W. pr. mètre
Sicilienne AA	130 c/m breit	Mk. 31.60	od. fl. 18.55	ö. W. pr. mètre

Schwarze reinseidene Gros de Londres.

Gros de Londres 1	60 c/m breit	Mk. 7.10	od. fl. 4.15	ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 2	60 c/m breit	Mk. 8.65	od. fl. 5.10	ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 3	60 c/m breit	Mk. 9.45	od. fl. 5.55	ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 4	60 c/m breit	Mk. 10.90	od. fl. 6.40	ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 5	60 c/m breit	Mk. 11.85	od. fl. 7.—	ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 6	60 c/m breit	Mk. 12.40	od. fl. 7.30	ö. W. pr. mètre

Brocatelles 56 cm breit

Mk. 10.90 od. fl. 6.40 ö. W. pr. mètre
Mk. 12.40 od. fl. 7.30 ö. W. pr. mètre

Schwarze ganzseidene Damaste.

Damast	53/54 c/m breit	Mk. 2.75	od. fl. 1.60	ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit	Mk. 3.50	od. fl. 2.05	ö. W. pr. mètre
Damast	56 c/m breit	Mk. 4.65	od. fl. 2.75	ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit	Mk. 5.15	od. fl. 3.05	ö. W. pr. mètre
Damast	56 c/m breit	Mk. 6.30	od. fl. 3.70	ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit	Mk. 6.80	od. fl. 4.—	ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit	Mk. 8.40	od. fl. 4.90	ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit	Mk. 10.25	od. fl. 5.95	ö. W. pr. mètre

Velours broché.

50 c/m breit Mk. 10.25 od. fl. 5.95 ö. W. pr. mètre
56 c/m breit Mk. 18.25 od. fl. 10.70 ö. W. pr. mètre
56 c/m breit Mk. 21.20 od. fl. 12.45 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse u. Taffete Mk. 2.20 per Meter bis Mk. 12.25 vers. in einzelnen Roben u. Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Dépôt **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Ganz seidene Spitzenstoffe 70 c m br. (schwarz u. crême) **Mk. 1.95 bis Mk. 45.— per Meter** (Chantilly, Guipure und echte Schweizer Stickerei) vers. meter- u. stückweise zollfrei in's Haus das Seidenfabrik-Dépôt **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Weisse und crême seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete und Atlasse Mk. 1.25 per Meter bis Mk. 18.20 vers. in einzelnen Roben u. Stücken zollfrei in's Haus das Seidenfabrik-Dépôt **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Muster umgehend franco. — **Briefporto nach der Schweiz beträgt 20 Pf. = 10 Kr. ö. W.** — Eigene Speditionshäuser in Lindau für Deutschland, in Bregenz für Oesterreich-Ungarn.

Zürich (Schweiz). Seidenfabrik-Dépôt von G. Henneberg

Hoflieferant I. Maj. d. Kaiserin von Deutschland.
Königl. Sächs. u. Kaiserl. Türk. Hoflieferant.

Brief- und Telegramm-Adresse: **Henneberg, Zürich.**